



MOST / The Bridge 1-2 / 2019

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

MOST / The Bridge 1-2 2019

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

Since 1966

Published quarterly

PUBLISHER



Društvo hrvatskih književnika / Croatian Writers' Association

FOR THE PUBLISHER

Đuro Vidmarović

ADDRESS

Trg bana Josipa Jelačića 7/I, 10 000 Zagreb, Croatia

TELEPHONE +38514816931, +3854883580

FAX +3854816959

e-mail: most@dhk.hr

EDITORIAL BOARD

Davor Šalat (Editor in chief)

DESIGN, LAYOUT AND PREPRESS

Neven Osojnik

PHOTO ON THE COVER: Stjepan Čuić (Photo by: Darko Lesinger)

PRINTED BY ITG d.o.o, Zagreb, July, 2019

ZA HRVATSKU / FOR CROATIA

Cijena broja 50 kn, cijena dvobroja 80 kn, godišnja pretplata 150 kn, godišnja pretplata za članove DHK 120 kn. Uplatiti na žiroračun Društva hrvatskih književnika HR5223600001101361393, poziv na broj 0106-2018 s naznakom „za Most/The Bridge“. Molimo Vas da nam faksom, običnom ili e-poštom pošaljete kopiju uplatnice.

OUTSIDE CROATIA

Issue rate 10 €, 10 USD, annual subscription for European countries 40€ (postage included) for non-European and overseas countries 55 USD (postage included). All payments should be made to the Croatian Writers' Association foreign currency account with Zagrebačka banka d.d., Savska 60, Zagreb, Croatia, IBAN: HR 5223600001101361393. SWIFT: ZABA HR2X. For further information, please contact most@dhk.hr.

The Journal is financially supported by the Ministry of Culture of the Republic of Croatia and by the City of Zagreb.





MOST / The Bridge 1-2 / 2019

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

THIS ISSUE'S FOCUS

Stjepan Čuić

CONTENTS

■ THE ISSUE'S TOPIC – STJEPAN ČUIĆ

Biography of Stjepan Čuić	8
Stjepan Čuić: Das Stalinbildt	9
Stjepan Čuić: Der Tagebuch	16
Stjepan Čuić: Der Orden.....	26
Stjepan Čuić: Der Staadt	36
Božidar Petrač: Ein Kapitel über Stjepan Čuić	41

■ FROM CONTEMPORARY CROATIAN POETRY

Poesía de Marija Peakić Mikuljan	55
Poesía de Tomislav Marijan Bilosnić	66
Poetry of Marija Petričević (s. Marija od Presvetog Srca)	77
Esad Jogić: Ausgewählte Gedichte	86
Poesía de Darko Pero Pernjak	98

■ FROM CONTEMPORARY PROSE

Božidar Prosenjak: Caballo salvaje	109
Davor Velnić: Cuatro cuentos	118
Prosa de Carmen Vrljicak Verlichak	144

■ FROM CONTEMPORARY ESSAYS

David Cortés Cabán: Vivir dentro del Tigre en ' <i>El Tigre</i> ' del Croata T. M. Bilosnić	153
Stanka Gjurić: Four essays	161

■ 38th ZAGREB LITERARY TALKS – CROATIAN LITERATURE IN THE EUROPEAN CONTEXT (Part 2)

Dubravka Sesar: On Croatian literature in the Slavic and Slavicist context	171
Goran Krnić: Croatian literature in Germany today – presence, reception, research	177
Sead Muhamedagić: Literary translation – the categorical imperative for the placement of Croatian literature in the European/world context	183
Lucija Šarčević: Croatian language and Croatian books at higher education institutions, in Croatian language courses and at libraries in Germany	190

THIS ISSUE'S TOPIC
STJEPAN ČUIĆ

BIOGRAPHY OF **STJEPAN ČUIĆ**

Stjepan Čuić, geboren 1945 in Bukovica bei Tomislavgrad (Bosnien-Herzegowina). Nach abgeschlossener Schulzeit in Osijek studierte er an der Philosophischen Fakultät in Zagreb russische Sprache und Literatur, sowie Jugoslawistik. Arbeitete als Lektor und Redakteur bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, sowie als Chefredakteur des Dritten Programms des Kroatischen Radios. 1989/90 Lektor für kroatische Sprache in Bamberg. 2005 bis 2008 Präsident des Kroatischen Schriftstellerverbands (DHK). Übersetzte aus dem Russischen. Eintritt in die Literatur Ende der sechziger Jahre, als Teil der Generation der kroatischen Fantastiker. Im Gegensatz zu diesen, wies Čuićs Prosa jedoch Merkmale politischen Dissidententums auf. Veröffentlichungen: Erzählbände „*Das Stalinbild und andere Erzählungen*“ (1971), *Dreißigjährige Erzählungen* (1979), *Erzählungen* (mit Ivan Lovrenović; 1986), *Der Abfangjäger* (1996), *Das Spiel* (2011), *Der Hüter von Hammer und Sichel* (2014); Romane *Tagebuch nach neuem Kalender* (1980) und *Der Orden* (1981); Jugendroman *Der rätselhafte Abgrund* (1980); Gedicht *Die Insel* (1985, in Zusammenarbeit mit dem Graphiker Vergilije Nevjestić), sowie drei Sammlungen von Kolumnen und Feuilletons: *Das ABC der Heuchelei* (1993), *Friedenspfeifen* (1994) und *Der Deuter der Macht* (2008). Beim Zagreber Verlag „Alfa“ werden seine *Gesammelten Werke* veröffentlicht.

STJEPAN ČUIĆ ■ DAS STALINBILD

Anfangs wurde nur gemunkelt, Ivan Ančić bewahre in seinem Schrank ein Bild Josef Stalins auf und rede sich, wie sich die Jahre anhäufen, immer inbrünstiger ein, er werde es eines Tages ungehindert aller Welt zeigen können. Auch den Kindern wolle er es dann zeigen und ihnen dazu die ganze, leichten Änderungen und Bereinigungen unterzogene, etwas verschönerte und verbesserte Geschichte über den Generalissimus erzählen. Ivan unternahm seinerseits nichts, um diesen vermeintlichen Unwahrheiten Einhalt zu gebieten, ja man konnte seiner Haltung nach sogar annehmen, das Bild würde tatsächlich existieren. Wurde er danach gefragt, winkte er nur voller Stolz ab und lächelte geheimnisvoll. Stets war er dabei die Ruhe selbst, was so manchen Zeitgenossen nicht wenig verwunderte. Seine Nachbarn behaupteten, er würde das Bild in einem großen, alten Schrank versteckt halten, in einem geräumigen lichtarmen Zimmer, in dem er schlafe. Es wurde getuschelt, es bewahre dort noch weitere gefährliche Gegenstände auf, da Ivan seit Jahren keinerlei Arbeit mehr nachgegangen war. Dazu wurde von den Nachbarn stets betont, Ivan sondere sich von allen ab. Meist waren es die Frauen, die ihm das nachsagten, da sie ihn noch aus ihrer Jugend kannten und von ihm, wie sie sagten, nie im Leben ein derartiges Verhalten erwartet hätten. Mit Gewissheit konnte ferner gesagt werden, Ivan habe stets mit größter Sorgfalt Angaben über seine Freunde zusammengetragen, meist Soldaten, die von den Kriegen über das gesamte Land verstreut wurden, und habe gehofft, eines Tages dem einen oder anderen auf die Spur zu kommen. Auch bewahrte er Bücher über historische Persönlichkeiten auf, die er schätzte, derer waren es aber nicht viele. Manch einer musste lachen, als er erfuhr, Ivan würde schreiben und zwar auf Russisch, und seine Manuskripte ebenfalls in seinem Schrank aufbewahren. Dieser geheimnisvolle Schrank wurde von Tag zu Tag gefährlicher, er wuchs geradezu ins Unermessliche, wurde lebendig und säte Angst. Alle Gedanken in Duvno scharten sich um ihn; hölzern, grau und staubig, wie er war, bedrohte er die Stadt wie der Satan. Schon bald redete man mehr über den Schrank als über Ivan selbst, sodass er den Leuten wie ein herrenloses Ding erschien. Frau Irma behauptete sogar, der Schrank würde sich des Nachts im

Zimmer hin und her bewegen. Sie behauptete dies, obgleich sie wusste, dass Ivans Fenster stets von einem dicken schwarzen Vorhang verhüllt ist, der sein Zimmer, vor allem aber den Schrank, in tiefste Dunkelheit eintauchen lässt. Lange Zeit versuchte man, ihr einzureden, dies sei ein Ding der Unmöglichkeit, die Tatsache, dass der Schrank seinen Standort wechsle, sei Ivans Strategie, um allem zuvorzukommen, was in der Stadt über ihn erzählt wird. All dies genügte aber, um in der Stadt das Gerücht in Umlauf zu bringen, es handle sich dabei um keinen herkömmlichen Schrank, sondern um einen, der aus dem Holz einer russischen Baumart angefertigt wurde, einer aus Sibirien, die im Winter Blätter trägt. Ivan hatte den Schrank von einem weit entfernt lebenden Freund geschenkt bekommen, die Polizei und sonstige leichtgläubige Zeitgenossen wollten aber wissen, dieser Freund sei Stalin höchstpersönlich gewesen. Die Anhäufung von Details, über die sich niemand sonderlich Gedanken machen oder sich zumindest fragen würde, ob sie überhaupt möglich seien, veranlasste den Polizeichef schließlich zu einer kühnen, wenn auch dreisten Tat. In den Tagen, als der Arzt, Doktor Ismail, über Ivan wachte, um ihn am Leben zu erhalten, beziehungsweise, wie er sagte, dem Tode zu entreißen, ließ dieser sein Haus von Wachen umstellen, wobei ein besonders zuverlässiger Mann und persönlicher Freund des Polizeichefs den Schrank im Auge behielt. Wir können nicht beurteilen, ob ihre Tat klug war oder nicht. Was aber mit Sicherheit gesagt werden kann, ist, dass sie sich der Sache früh angenommen hatten, so früh, dass sie selbst vom kranken Ivan dafür ausgelacht wurden. Als sie kamen, fragte Ivan, in welches Gefängnis sie ihn einsperren würden. Reumütig bat er, es möge Zenica sein. Der Polizeichef und sein Helfer waren verwirrt. Doktor Ismail aber redete auf sie ein, sein Gewissen lasse ihm nicht zu, einen Toten alleine zu lassen. Doktor Ismail sprach ehrlich, wenngleich der Polizeichef nicht viel davon hielt.

Als er bemerkte, wie zurückhaltend sie waren, bot Ivan ihnen noch einmal einen Schnaps an. Wie einem Befehl folgend, blickten alle sofort zum Chef, der sich durch ein Kopfnicken damit einverstanden gab. Danach bat sie Ivan, ihm einen kurzen Spaziergang in seinem Garten zu gestatten, was von ihnen sofort notiert wurde. Der Arzt musste sie ebenfalls bitten, ihn dabei begleiten zu dürfen, da er dieser Tage nicht von Ivans Seite wich. Er beaufsichtigte ihn beim Essen und trug Sorge, dass er genügend Schlaf bekam. Doktor Ismail wirkte vereinsamt neben Ivan, der sichtlich an Kraft verlor. In diesem Augenblick wusste man jedoch nicht, wer auf wen aufpasst, denn Ivan, obwohl er krank war, ließ durch seine stattliche Statur die Bäume vor dem Haus kleiner erscheinen, während der Doktor, ängstlich, wie er war, neben ihm kaum auffiel. Ivan und Doktor Ismail wurden während des Spazierganges von einem Polizisten begleitet, von dem sie jedoch wenig Notiz nahmen. Der Polizeichef nutzte die Zeit für eine

Hausdurchsuchung. Seine Männer waren darin schon sehr geübt. Was alle am meisten interessierte, war natürlich der Schrank.

– Notiere! – befahl der Chef euphorisch. – Notiere! Es ist wahr, was geredet wird. Der Schrank existiert. Die Ermittlungen sind im Gange.

Der junge Mann notierte alles, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Der Befehl, den der Polizeichef von seinen Vorgesetzten erhalten hatte, sagte nichts darüber aus, ob der Schrank aufgebrochen werden dürfe. Er war verschlossen, hatte einige Fächer, alle mit kleinen, präzisen Schlössern versehen. Einer sagte, er habe nie zuvor einen derart schönen Schrank gesehen. Ein anderer meinte, er sei froh, eine ehrenvolle Arbeit zu verrichten, und ein dritter fügte hinzu, er hätte gerne auch so einen Schrank. Alle waren froh, der Chef warf ihnen aber einen harschen Blick zu und sie senkten beschämt die Augen. Darauf befahl er:

– Den Schrank bis auf weiteres versiegeln!

Und sie taten es sofort.

AM SIEBTEN TAG sank Ivan wieder ins Bett. Er konnte keine Späße mehr machen und seine Zunge verhedderte sich oft, wenn er sprach. Er nannte nur den Namen einer Frau, der von den Wächtern jedes Mal notiert wurde, obwohl es stets ein und derselbe war. Außerdem wurden die Einträge jedes Mal unterstrichen und später addiert.

AM ACHTEN TAG rief Ivan nach seinen Freunden. Er sprach von ganz allgemeinen Dingen und man konnte nicht bestimmen, woran er dabei dachte. Einmal verlangte er nach Wasser, fünfmal versuchte er aufzustehen. Dies gelang ihm aber nur einmal und zwar mit Doktor Ismails Hilfe, was vom Wächter ebenfalls notiert wurde.

AM NEUNTEN TAG war Ivan fürchterlich blass. Er bat sie, das Zimmer zu verlassen, da er etwas laut sagen müsse.

– Was ich zu sagen habe – erklärte er – richtet sich nicht gegen die Staatsgewalt, gegen die Menschen oder gegen Gott, es wäre aber nicht schön, wenn es jemand hören würde.

Seiner Bitte wurde nicht stattgegeben und er sah sie nur traurig an und sank ohnmächtig nieder. Jener, der notierte, sah kurz zum Chef auf, dieser wich aber seinem Blick aus. Es schien, als habe er Bedenken.

AM ZEHNTEN TAG befahl der Chef, alle Notizen zusammenzutragen und zu ordnen. Alles, was Ivan gesagt hatte. Alle kamen zum Schluss, der Chef würde Ivans Tod erwarten. Einer meinte, der Chef irre sich nie und war stolz auf das Gesagte.

AM ELFTEN TAG kam der Priester. Lange bat er, man möge ihn zu Ivan lassen, der Chef aber wollte davon nichts wissen. Er sagte, ein derartiges Anliegen müsse er weiterleiten, dies sei aber unmöglich, da es sonderbar, ja sogar dreist sei.

Der Chef war beunruhigt, der Priester aber ließ sich nicht beirren. Selbstsicher zog er vor Doktor Ismail den Hut und lächelte geheimnisvoll.

– Meine Herren – sagte schließlich der Priester – ich habe so einen langen Weg hinter mir, durch sieben Dörfer und alles umsonst. Habt Mitleid mit mir, wenn schon nicht mit Ivan. Meine Füße sind geschwollen. Was kann ich denn dafür, dass es keine nahegelegene Kirche gibt? Kirchen werden überhaupt nur noch selten gebaut.

AM ZWÖLFTEN TAG teilte der Chef dem Priester mit, er warte völlig vergebens, da sein Wort mächtiger sei als jegliche Beichte. Dieser bekreuzigte sich einige Male und verbeugte sich tief, worauf Doktor Ismail nur mit den Achseln zuckte und angewidert den Kopf schüttelte.

AM DREIZEHNTEN TAG kamen die ersten Leute zu Ivans Haus. Der Chef markierte eine Stelle, bis zu der sie sich ihm nähern durften, und lachte über jene, die sich beschwerten. Seine Macht wuchs, denn er war der Meinung, seine Befehle werden befolgt.

AM VIERZEHNTEN TAG rief einer:

– Wir wollen Ivan!

Das ärgerte den Chef und er notierte seinen Namen. Später beurteilten es alle als Provokation.

AM FÜNFZEHNTEN TAG sagte ein junger Mann:

– Das alles ist traurig und komisch zugleich. Warum lassen sie den Mann nicht sterben? Und dennoch, was mag wohl in diesem Schrank stecken?

AM SECHZEHNTEN TAG rief jemand, man solle den Schrank öffnen. Er behauptete, Ivan werde sterben.

AM SIEBZEHNTEN TAG begann jemand, Ivans Frauen aufzuzählen. Er nannte einen Namen, auf den der Polizeichef aufmerksam wurde und er befahl, diesen in ein Sonderheft zu notieren. Es schien ihm, diesen Namen habe auch Ivan genannt.

AM ACHTZEHNTEN TAG bat der Priester abermals, zu Ivan zugelassen zu werden, der Chef drohte ihm aber und notierte auch dies in sein Heft. Einer rief, man wolle die Kirche niederreißen, sollte der Priester aufdringlich werden.

AM NEUNZEHNTEN TAG verlangte eine verwirrte Frau einen Ring zurück, den Ivan ihr abgenommen habe, als sie noch jung war. Lange Zeit versuchte sie, den Chef davon zu überzeugen, Ivan habe diesen Ring bestimmt im Schrank versteckt.

AM ZWANZIGSTEN TAG ging es Ivan sehr schlecht. Lautes Wehklagen war zu hören. Doktor Ismail hatte seit Tagen nichts mehr gegessen.

AM EINUNDZWANZIGSTEN TAG wusste niemand mehr, wie lange Ivan noch im Sterben liegen würde. Eine Stimme erklang:

– Vielleicht befinden sich im Schrank alle Dinge, die uns fehlen. Vielleicht stecken all jene großen Gegenstände, die in den letzten Jahren aus Duvno verschwunden sind, die uns geraubt oder gestohlen wurden, in seinem Schrank. Vielleicht befindet sich im Schrank auch all jenes, was uns jene unbekanntenen Menschen versprochen hatten, die vor dreiundzwanzig Jahren hier müde und hungrig vorbeigegangen sind und die wir seitdem nicht mehr gesehen haben.

– Vielleicht stecken auch sie im Schrank – sagte eine andere Stimme.

AM ZWEIUNDZWANZIGSTEN TAG wurde es unerträglich. Es waren mehr Menschen da, als man sie hier aufzählen könnte, da es schwer ist, sie alle im Gedächtnis zu behalten. Vor allem waren es Frauen, die laut Wörter aussprachen, ohne auf diese eine Antwort zu bekommen. Einer schrie ebenso laut gegen Ivan gerichtete Parolen. Doktor Ismail sagte zu einem der Wächter, die Lage sei nicht mehr zu ertragen und bat ihn mit ruhiger Stimme, Ivan an die frische Luft und vielleicht sogar ins Krankenhaus führen zu dürfen. Die Forderung des Arztes empfanden alle als mutig und achteten sie. Rasch machte sich eine Veränderung in ihrer Haltung dem Doktor gegenüber bemerkbar; jetzt grüßten ihn alle wohlwollend, sogar jene, die gleich neben der Tür standen. Jedes Mal als er das Haus verließ, meldeten sie sich bei ihm. Man konnte nicht beurteilen, ob der Doktor dieses Verhalten als komisch empfand oder ob es ihm nicht doch zusagte, nach der Art seines schnellen Vorbeigehens konnte man aber annehmen, er würde ihm keine Beachtung schenken.

DER DREIUNDZWANZIGSTE TAG war für den Doktor länger als jeder zuvor. Es plagte ihn der Gedanke, man könnte Ivan entführen.

– Es ist nicht mehr auszuhalten. Ich muss ihn absondern – sagte er zum Chef.

Als mache ihm seine Entschlossenheit Angst, schwieg der Chef eine Weile, notierte dann etwas in sein Heft und ließ Ivan von zwei Wächtern herausführen. Der Entschluss des Polizeichefs wurde als ein weiser kommentiert, obwohl sich niemand darüber besondere Gedanken machte.

– Zumindest werden wir Ivan zu Gesicht bekommen – hörte man eine Stimme sagen. – Jetzt ist der Augenblick da, den Schrank aufzubrechen.

Das Herausführen Ivans aus seinem Haus beunruhigte die Anwesenden und sie waren nicht mehr so geduldig wie vorher. Als sei plötzlich jene Kette geplatzt, die sie bis vor kurzem so fest und straff beieinander hielt, begannen sie auseinanderzugehen, lauter zu reden und einander dies oder jenes zuzurufen: Jetzt war auch so manches zu hören, was niemand bis dahin über Ivan gewusst oder gesagt hatte, egal. Erstaunliches wurde erwähnt, wovon der Chef zu jedermanns Überraschung auf einmal nichts mehr notierte. Er wirkte schlaff und abwesend, und schien sogar die Kontrolle über seine eigenen Leute verloren zu haben, sodass einer eigenwillig verlangte, man solle Ivan hängen. An Doktor Ismails Schulter

gelehnt, verließ Ivan langsam sein Haus. Er schien plötzlich ein völlig anderer Mensch zu sein, nicht länger jener Ivan, der noch zwei Tage zuvor ruhig und würdevoll in seinem Garten spazieren ging, als noch niemand daran dachte, dass ihn der Tod so rasch ereilen könnte. Damals beschimpften ihn alle wegen seiner Widerstandsfähigkeit, denn sie waren ungeduldig. Nun war aber deutlich zu sehen, dass er mehr von Doktor Ismail getragen wurde, als dass er sich auf seine eigenen Beine hätte stützen können, und das verwirrte die Leute einen Augenblick lang. Stumpf sahen sie ihn an und es schien, man könne ihren Blicken sogar Mitleid oder, besser gesagt, Verzweiflung entnehmen. Die ganze Zeit über, während Doktor Ismail, auch selbst erschöpft und schwach, ihn vom Haus zur Straße führte, war keine einzige Forderung zu hören, nicht einmal jene, man solle in sein Haus einbrechen. Dann zuckten alle vor der Stimme des Priesters zusammen, die aus der Stille ertönte:

– Lasst mich zu Ivan!

Der Polizeichef, der die ganze Zeit erstaunlich einsam dagestanden war, nahm sich zusammen und gab durch ein Handzeichen dem Priester zu verstehen, es sei noch nicht an der Zeit, zu Ivan zu gehen. Mit der Drohung, er werde zu spät kommen, verließ der Priester das Haus.

Ivans abgemagerte Schultern verschwanden hinter der dürren Figur Doktor Ismails. Der Polizeichef blickte ihnen lange nach, um sicher zu gehen, dass sie schon weit entfernt waren. Er sagte kein Wort, als wisse er, dass die gesamte Aufmerksamkeit der rachesüchtigen Menge nach dem Fortgehen des Priesters, auf ihn gerichtet war. Ihre Schuld einsehend, wartete die Menge ruhig auf die Entscheidung des Chefs. Die Leute versuchten nicht einmal, zu erraten, wie diese ausfallen würde, denn sie waren sicher, er werde den Schrank aufbrechen lassen. Endlich richtete er sich auf und rief nach einem jungen Mann in blauer Polizeiuniform. Sie sprachen kurz miteinander, dann begab sich der Chef zum Haustor. Der junge Mann in Uniform eilte derweil in die Stadt. Während der Chef über Ivans Hof schritt, wich die Menge auseinander, um ihm Platz zu machen. Niemand stellte irgendwelche Forderung. Auf einmal rollte ein Panzerwagen in den Hof. Auf ihm standen zwei lächelnde Soldaten und der junge Mann in blauer Uniform. Unweit der Eingangstür machte der Panzer halt, die beiden Soldaten stiegen aber nicht herab. Sie lächelten nur fortwährend und suchten, mit ihren Blicken die Blicke umherstehender Mädchen zu erwischen, die sie dann fragend anstarrten. Die Mädchen wurden rot in ihren Gesichtern und warteten, dass die Soldaten vom Panzer steigen. Der Polizeichef stellte vor der Eingangstür noch zwei zusätzliche Wachen auf, wandte sich darauf an die Soldaten, befahl ihnen etwas und begab sich ins Haus.

– Du hast mir lange genug zu schaffen gemacht – sagte er, auf den Schrank zugehend. Aus einer Tasche, die jener, der tagelang auf den Schrank aufgepasst hatte, schon bereithielt, zog er Hammer und Meißel hervor. Nach dem fünften Schlag gab das Schloss nach und er sperrte rasch die Schranktür auf. Der Schrank war hohl und dunkel. Er sah etwas genauer hin und erschauerte. Der Wächter, der seinem Chef die ganze Zeit über die Schulter guckte, sagte, an der anderen Seite des Schrankes befinde sich ein kleines Fach. Der Chef schöpfte wieder Hoffnung, einen Augenblick lang sogar spürte er sie sogar heftig. Die beiden drehten den Schrank zur anderen Seite und der Chef ging langsam um ihn herum. Tatsächlich, das Fach war deutlich zu erkennen, da es braun gestrichen war. Mit einem einzigen Hammerschlag brach der Polizeichef auch dieses Schloss auf und zog an der Tür, wodurch das Zittern seiner Hand noch heftiger wurde. Mit der anderen Hand griff er nach einem weißen Blatt Papier, das als einziges im Fach zu sehen war. Auf diesem stand geschrieben:

– Im Falle des Verlustes des Schrankschlüssels ist der Käufer berechtigt, innerhalb eines Monats nach dem Kauf des Schrankes von der Firma kostenlos einen neuen zu erhalten. Diener & Comp., Wien, 1893.

Einen Augenblick lang stand der Polizeichef gedankenversunken da, dann spürte er seine Arme immer schwächer werden. Schließlich hingen sie nur noch schlaff an ihm herab, Schranktür und Papier waren ihnen entglitten. Das Blatt Papier war noch nicht einmal zu Boden gefallen, als der Chef sich von der Menge umzingelt sah, die ins Haus eingebrochen war.

Übersetzung ins Deutsche: Boris Perić

STJEPAN ČUIĆ ■ TAGEBUCH NACH DEM NEUEN KALENDER

Artikel 194

Der Chef stand lange in der Tür. Dann begann er zu reden.

– Du bist derselbe geblieben – sagte er.

Er war lange Zeit abwesend, so konnte er auch nichts anderes sagen.

– Ich bin derselbe – antwortete ich eintönig, klang dabei aber frech.

– Sag nicht so etwas, ich will dir ja helfen – sagte er, ich aber verstand, er würde mir etwas verheimlichen.

Ich dachte darüber nach, wobei mir der Chef helfen wolle, warum er dies tut und zu guter letzt, was aus mir werden soll, sollte er mir helfen.

Als habe er begriffen, worüber ich nachdenke, sagte der Chef:

– Du träumst schon wieder vor dich hin. Und die Zeit verfliegt.

Er hatte etwas anderes sagen wollen, wir kennen einander ja!

Ich schaute ihn furchtlos an und bemerkte ein Paar vollgeschriebene Papierblätter in seiner Hand.

– Bitte, das ist alles über dich – sagte er und reichte mir die Blätter.

Während ich nachdachte, was ich sagen und wie ich mich verhalten soll, buchstabierte ich stumm und formte die Buchstaben, die ich auf den Papieren des Chefs erkennen konnte zu Worten. Es hatte den Anschein, auf diesen Papieren stehe alles, woran ich mich erinnerte.

Unwillkürlich griff ich nach den Papieren, der Chef aber zuckte mit der Hand und entzog sie meinem Zugriff.

Ich war beschämt.

Er lächelte wichtiguerisch.

Wie will er mir bloß helfen? dachte ich bei mir.

– Und du willst doch weg von hier? – sagte er irgendwie erstaunt.

– Natürlich will ich das, versteht sich doch von selbst.

Und ich wollte es auch. Ich hatte genug.

Nichts sehe ich, über niemanden weiß ich bescheid, und auch meine letzte Hoffnung, hier etwas in Erfahrung zu bringen, ist dahin. In den letzten Tagen

hatte ich weniger geschrieben und auch an die Bilder konnte ich mich so gut wie gar nicht erinnern, als wäre ich genesen.

Meine Verwandtschaft scheint gestorben zu sein, nur ich kann mich noch an sie erinnern, aber es ist vorbei und ich treuere um niemanden.

Ich will nur raus auf die Straße, die Regierung interessiert mich nicht, auch weiß ich nicht, wie sie ist.

Allem Anschein nach werde ich noch heute draußen sein, denn der Chef hält alles in der Hand, was ich dazu benötige – sollte er mich mit diesen wundersamen Papieren, die in seinen Händen die Kraft eines Gesetzes haben, nicht wieder täuschen wollen. Es stimmt, seine Stimme ist heute irgendwie ruhiger, sanfter, auch ich habe meine der seinigen angepasst, sodass wir uns gegenseitig irgendwie angenähert haben, viel mehr als früher.

Ich verstehe, dass der Chef von Anfang an gewusst hat, was mit mir passieren wird und dass er mich hier behalten hatte, nur um mich ein wenig ängstigen zu können, oder hatte das möglicherweise einen noch unklarerer Grund – sowohl für ihn, als auch für mich?

– Wieder denkst du nach – sagte er und mir war, als hätte er mich aufgeweckt.

– Ich denke nicht nach, ich bin nur etwas abwesend. Dieser Raum macht mich müde.

– Sieh mal! – sagte der Chef und ich griff nach den Papieren.

– Durchs Fenster sollst du sehen! – er wies mir mit den Papieren die Richtung und nahm sie mir so wieder ab.

Nachdem ich auf seinen Befehl nur hingeguckt hatte, sah ich mir jetzt alles an. Parolen an den Wänden, Fahnen hängen von den Dächern herab, Fenster, Schornsteine, Bäume und auf der Straße unterhält sich das Volk, während kleinere Gruppen auch singen.

– Alle sind mit uns, nur du bist übrig geblieben.

Der Chef lachte und wartete, was ich darauf wohl antworten werde.

– Na dann...?

Ich sah ihn lange und beständig an, weiß aber, dass es irgendwie dumpf ausgesehen haben muss.

– Du möchtest raus, ohne deine Bereitschaft zu erklären?

– Wozu?

– Man sagt nicht *wozu*, sondern *zu wem* – präzisierte der Chef.

– Gut, dann *zu wem*? – fragte ich ebenso präzise.

– Du hast es begriffen, also weißt du es. Viele haben noch nicht begriffen und sind dennoch bereit. – Zu dir? – flog es frech aus meinem Mund heraus, was mei-

nen Chef verwirrte. Er hatte nicht auf Anhieb verstanden, ob ich meinetwegen frage, oder mich über diejenigen wundere, die ihre Bereitschaft erklärt hatten, ohne begriffen zu haben.

– Jetzt tu nicht so scheinheilig – ärgerte sich der Chef. – Zu uns, merk dir das, nicht zu mir. Ich bin nicht allein.

– Ich verstehe.

– Natürlich verstehst du. Ich wollte dir nichts sagen, bis du nicht begriffen hast und wir beide alles ins Reine gebracht haben.

– Und was haben wir da ins Reine gebracht? Wohin haben wir...

– Wieder bist du unpräzise. Nirgendwohin, nirgendwohin haben wir etwas gebracht, wir haben nur etwas ins Reine gebracht. Wie stehst es bei dir überhaupt mit der Grammatik? – wechselte der Chef plötzlich das Thema.

– Ich hatte Unterricht. Auch in der Schule habe ich sie gelernt.

– Siehst du, nicht einmal in der Grammatik stimmen wir beide überein. Also, hast du begriffen, was wir beide da ins Reine gebracht haben? – kehrte der Chef zur ersten Thema zurück.

– Na, das, was mich betrifft, meinen Fall – stotterte ich.

– Nein, das mit dir haben wir nicht ins Reine bringen müssen, das verstand sich von Anfang an.

– Dann weiß ich es nicht.

– Du hättest es wissen können, hättest du ernsthaft nachgedacht. Ich will es dir sagen: Wir haben ins Reine gebracht, wie die Regierung ab jetzt heißen wird.

– Wie wird sie denn heißen?

– Volksregierung wird sie heißen. Und wenn es eine Volksregierung ist, dann muss auch alles dem Volk gehören.

– Auch mein Haus?

– Nicht nur deins, meins ebenfalls.

(...)

Artikel 195

Ich beschleunigte meine Schritte, obwohl ich nicht wusste, wohin ich soll. Was ist bloß aus meinem Haus geworden und darf ich es denn überhaupt betreten. Es ging mir nicht in den Kopf, warum mir der Chef befohlen hatte, mich an niemanden zu wenden und mich nicht umzudrehen. Wenn der Chef es so sagt, dann muss es wohl auch so sein, denn er hatte ja niemals etwas gesagt, was sich nicht erfüllt hätte oder nicht erfüllen wird.

– Antun... – Die Stimme klingt bekannt, der Chef liegt drei Häuserblocks hinter mir zurück, er ist langsam, ich meine, beim Gehen.

Von dieser Stimme bewegt, machte ich halt und blieb auf der Stelle stehen, mit dieser Stimme im Ohr, und dachte darüber nach, dass mich seit langem niemand mehr beim Namen genannt hatte.

Erneut erklang die Stimme und vor mir stand der Chef.

– Wo gehst du hin?

Ich zuckte mit den Schultern.

– Wie gefällt es dir?

– Es wird alles gut – sagte ich, da mir nichts Gescheiteres einfiel.

– Du wolltest ins Haus?

– Ja.

– Du darfst. Da hast du.

Er reichte mir ein Paar Bücher. Nie zuvor hatte ich Bücher von diesem Format in den Händen gehalten – außer einem Gebetsbuch, das mir meine Mutter vor langer Zeit gekauft hatte und das sich auch jetzt noch irgendwo im Haus befinden musste, auf dem Dachboden, wo ich es vor Ivan versteckt hielt.

– Lies das durch, und jetzt leb wohl.

Er drehte sich um und verschwand.

Ich blieb einige Augenblicke lang stehen, ohne zu wissen, wo ich hin solle, als hätte mir erst einfallen müssen, auf welcher Seite mein Haus stand. Als ich losging, ging ich langsam, schleppte mich dahin, als hätte mich jemand zusammengeschlagen, denn ich wusste nicht wohin. Ich durfte es auch nicht, obwohl ich die Ursache meiner Angst nicht kannte. Als hätte ich mich vor jedermann verstecken müssen, obwohl ich seit langem niemanden mehr gesehen hatte.

Vielleicht hatte ich auch Angst vor diesem meinem Haus, denn jetzt stand es ohnehin leer, und wann immer ich allein im Haus war, hatte ich Angst.

Ob es wohl dieselbe Angst sein wird, wie damals, dachte ich.

Diese Gedanken begleiteten mich zum Haus. Nichts hatte man dort angerührt. Ich erkannte das angelehnte Fenster meines Zimmers, den dunklen, schweren Vorhang über einem der Fensterflügel und das Bild an der gegenüberliegenden Wand – alles, wie ich es zurückgelassen hatte.

Ich stieg die Stiege hinauf, hörte jedoch Stimmen. Unbekannte. Lange stand ich auf der Treppe. Konnte weder hinauf, noch hinunter. Plötzlich trat ein Mann heraus.

– Wen suchen Sie, junger Mann? – fragte er mit strenger Stimme.

So verwirrte er mich auch, und ich wusste nicht, was ich ihm antworten sollte.

– Wen suchen Sie? – wiederholte er.

Ich schwieg nach wie vor.

– Wie heißen Sie? – fragte der Mann mit gleicher Stimme und Haltung. Ich wollte sagen, wie ich heiße, da fiel mir aber die Anweisung des Chefs ein und ich ging schweigend und rückwärts auf die Straße zurück.

Auf der Straße – der Chef.

Ich war froh, ihn zu sehen, er aber fragte mich:

– Warum bist du nicht im Haus?

Ich klemmte mir die Bücher unter den Arm und gab ihm die Hand, ohne zu wissen, was ich ihm antworten sollte. Er lachte.

– Komm mit mir – sagte er.

Artikel 196

Der Chef führte mich ohne Bedenken in mein Haus, als sei es sein eigenes. Solange er bei mir war, fiel mir der Mann, den ich im Haus angetroffen hatte, nicht ein. Aber auf der Treppe, als der Chef ein Paar Stufen auf einmal genommen hatte, stand er wieder genauso da wie nach meinem letzten Besuch. Als er den Chef sah, grüßte er ihn. Für mich war das ein Zeichen, dass die beiden einander kennen.

– Warum sind sie gekommen? – fragte der Mann, und blickte uns abwechselnd an, sodass ich nicht verstehen konnte, ob er zu mir spricht oder zu ihm, oder sich einfach nur wundert, warum wir zusammen sind.

– Am besten, ihr beiden besprecht das untereinander – meinte der Chef und sah nun uns beide abwechselnd an. Dann drehte er sich um.

– Was wollen Sie?

– Das ist mein Haus – sagte ich endlich. – Ich bin zu Hause, mein Gott, nach so langer Zeit bin ich zu Hause.

– Ach so – sagte er irgendwie überrascht – warum hast du das nicht gleich gesagt.

Ich hatte begriffen, dass er mich zum Besten hielt, konnte mir daraus aber nicht ausmalen, wer er hätte sein können. Verwirrt stand ich auf der Treppe, während er aufgereggt, als könne er es nicht treffen, die Tür nach dem Schloss abtastete. Als er das Schloss gefunden hatte, schloss er ab. Zweimal drehte er den Schlüssel um, ich hörte ihn klicken.

Ich ging rückwärts die Treppe hinunter.

– Da hast du – sagte er und atmete auf.

Er reichte mir ein Papier.

– Das ist der Mann, der Ihnen die Geschichte mit dem Haus erklären wird. Bitte, kommen sie nicht wieder, sie werden bloß Unannehmlichkeiten haben. Ich übrigens auch.

Ich fing das Papier auf, während es noch zu Boden fiel, so heftig hatte er es mir nachgeworfen.

Im Nu war ich auf der Straße.

Ist das überhaupt mein Haus? dachte ich und schaute auf die Hausnummer. Hauptstraße 3, stand auf dem Schild, wie immer. Dasselbe Nummernschild war einmal abgefallen, sodass ich es habe aufheben müssen – an alles konnte ich mich erinnern und wusste sogar, was die Farbe zerkratzt hatte und wo sich der rote Fleck befand, der auch vor meiner Haft existiert hatte.

So überzeugte ich mich, dass sie das Haus weder verändert, noch sonst was mit ihm gemacht hatten, sodass mir mein Treffen mit dem Mann, der jedermann den Zutritt verwehrte, umso geheimnisvoller vorkam.

Während ich, wer weiß zum wievielten Mal, von diesen Ereignissen und ihrer schlagartigen Abfolge verwirrt dastand, gingen Menschen an mir vorbei, darunter sogar einige, die ich von früher kannte. Das Leben, hatte ich bemerkt, war schneller geworden, die Menschen schauten nur noch vorwärts. (Die Anweisung des Chefs fiel mir ein: „Wir werden schneller nach vorne gehen, wir dürfen keine Rücksicht auf die Vergangenheit nehmen.“) Natürlich hatte mich niemand erkannt. Ich beobachtete: viele Häuser waren gleich, nur waren einige neu gestrichen und die Fensterrahmen wurden ausgewechselt, sodass die Stadt tatsächlich anders aussah als früher, irgendwie fröhlicher und sauberer, wie gewaschen, und doch hatte es lange nicht geregnet. An den Hauswänden standen Parolen geschrieben: Es lebe unsere Volksregierung, es lebe der Sieg, es leben unsere großen Verbündeten!

Ich erinnerte mich, wie es früher hier ausgesehen hatte und begriff durch diesen Vergleich was sich geändert hatte und wozu. Dann auf einmal, auf der anderen Straßenseite – der Chef. Er lachte mir zu, wie immer, wartete, dass ich auf ihn aufmerksam werde. Wieder stand mein Verstand still. Die Gedanken, die mich bis dahin geführt hatten, und langsam begannen, sich in Erinnerungen zu verwandeln, waren auf einmal verflogen und ich wollte nur noch meinen Gedanken festhalten, bevor der Chef auf mich zukommen wird, um mich mit einer Nachricht oder Anweisung zu erschüttern. Als habe er es erraten, als wolle er mich davor beschützen, lachte er ironisch und abermals bemerkte ich zum ich weiß nicht mehr wievielten Mal, dass der Chef noch etwas vor mir geheim hält, dass er etwas behütet, damit ich ihn nicht verstehen, oder seine Absichten erraten könne, weshalb er mich auch nie lange allein ließ. Er kam auf mich zu, wartete nicht einmal, dass ich einen Laut von mir gebe, und sagte: – Du suchst ein haus? – Ja.

Er schüttelte sich vor Lachen. Während sein Lachen verhallte, gab er mir mit einer Handbewegung ein Zeichen, ihm zu folgen.

– Das Haus – begann er nach einer langen Pause – dein Haus, existiert nicht mehr.

Es existiert, wollte ich sagen, dem widersetzte sich aber der Gedanke daran, was der Chef mir sagte – irgendwie befehlshaberisch, damit ich begreife, dass es eigentlich nicht wichtig ist, ob es existiert oder nicht.

– Auch das wirst du noch erfahren – fügte der Chef hinzu, als er begriffen hatte, dass er mich verwirrt. Ich hatte auch daran gedacht, dass sich der Chef eigentlich gewünscht hatte, dass ich sage, das Haus existiere, dass es aus irgendeinem Grund, ich weiß nicht warum, nötig gewesen wäre, die zu sagen. Es war mir, als sei auch das eines der vielen Geständnisse, die er mir durch seine Fragen abgewann.

– Ja, es existiert nicht – sagte er nach längerer Pause und in diesem Augenblick zeigte sich mir aufs Neue sein schneidendes Lächeln, und ich begriff, dass ich doch auf der Straße war und die Straße zog sich in Kurven entlang in Richtung eines jenseits von Stadt und Fluss gelegenen Feldes. Ich höre Donner und Lärm. Etwas läutet.

– Es gibt kein Haus – wiederholte der Chef, was er gar nicht erst zu tun brauchte, denn ich hatte es auch so verstanden.

Ich durfte ihn nicht fragen, ob das Haus von selbst eingestürzt war, ob man es eingerissen hatte, weil es baufällig gewesen ist (auch mein Vater sprach in den letzten Jahren öfters von notwendigen Reparaturen), oder ob es einfach nur verschwunden war.

– Ist es verschwunden? – höre ich mich sagen, was ich nur dachte und nie sagen wollte.

– Bravo, das ist der richtige Ausdruck! – erwidert er entzückt. – Verschwunden!

Er bemerkte gar nicht die Leute, die ihn im Vorüberlaufen aufrichtig grüßten und ihn dabei lange und beharrlich anstarrten, mit dem Wunsch, er möge sie erkennen.

– Verschwunden! – wiederholte er noch einmal, als ginge es ihm nicht in den Kopf, wie ich das sagen konnte.

– Für dein Haus wurde extra ein Gesetz erlassen – sagte er schließlich, nachdem er sich gesammelt hatte. So ist es auch verschwunden.

– Verschwunden im Gesetz? – fragte ich ihn, da mir nichts gescheiteres einfiel.

– Nach dem Gesetz, so sagt es die Grammatik.

Er lachte, weil er begriffen hatte, dass ich seine Absichten verstehe. Er lachte länger denn je zuvor, sah mich dabei gar nicht an, lachte, auch nachdem ich gegangen war, ich hörte sogar, wie sein Lachen langsam verklingt.

Artikel 197

– Warum habt ihr für mein Haus ein Gesetz erlassen? – fragte ich ihn, als er mich wieder eingeholt hatte.

– Wie warum? – wunderte er sich. – Hätten wir kein eigenes Gesetz erlassen und hätten wir daran nicht gedacht, wäre alles, was du begriffen hast, umsonst gewesen. Wir können dich nicht ins alte Haus hineinlassen, eigentlich, ins ehemalige. Im ehemaligen Haus – das müsstest du doch wissen – kommt alles zurück, alte Freunde, Bücher, Gepflogenheiten und Menschen, dabei wollen wir dich doch von Grund auf ändern. Von Grund auf ändern, das ist unsere Aufgabe. Und das werden wir auch tun und zwar schnell, nicht wahr?

– Aber mein Haus, mein Haus habt ihr mir genommen. Wo soll ich schlafen? Abermals lachte der Chef.

Ich sah ihm beim Lachen zu, denn was wäre mir anderes schon übrig geblieben, wo ich doch seit zwei Stunden auf der Straße war, und niemand hatte mich angehalten und gefragt, wo ich gewesen war, ob mir etwas zugestoßen war und falls ja, was, warum ich mich nirgendwo sehen ließ... es wäre ja niemandem eingefallen, das mir etwas hätte zugestoßen sein können. Wahr ist, was mir der Chef immer wieder wiederholte – im physischen Sinne war eigentlich gar nichts geschehen, keine Veränderung in der Umgebung, nur in uns drinnen, und zwar insofern, dass wir jetzt die Welt anders aufnehmen. Das sagte er mir nur, wenn er mir die erste Lektion aus deinem LEHRBUCH erklärte.

Dann wandelte er sich auch vom gestrengen Chef zum geduldigen Lehrer, der sorgsam jene Begriffe erklärt, mit denen der Schüler, das heißt ich, zum ersten Mal in Berührung kommt.

Schon wieder lacht er und ich weiß nicht, ob er lacht, weil ich ihm nicht genügend folge, oder weil ich ihn frage, wo ich schlafen soll. Jetzt trägt er Uniform, zum zweiten Mal trägt er Uniform, seit ich ihn kenne, ich sehe, wie sich sein Rücken im Schaufenster eines geschlossenen Geschäfts spiegelt und erinnere mich, dass dieses Geschäft immer voller Menschen war, dass wir es bis zum letzten Tag gehalten haben und dass alle dort eingekauft haben, weil es sich an einem hervorragenden Ort befand, eigentlich am hervorragendsten; alle Straßen endeten bei ihm oder machten vor ihm halt, die Nordstraße führte zur Tür und von dieser Seite, von Bosnien her, kamen immer die meisten Menschen, sodass ich an diesem Ort auch die meisten Menschen kennen gelernt hatte, so gut wie alle, die unsere Stammkunden waren. An diesem Ort hatte ich auch Semiz kennen gelernt und jetzt hatte ich mich zum ersten Mal an ihn erinnert, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte, aber... – Worüber denkst du nach? – fragte der Chef und lachte wieder. Sein Lachen nervte mich, denn er lachte immer auf dieselbe Art,

aber jedes Mal – wahrscheinlich, weil wir schon so lange zusammen waren – war dieses Lachen unheimlicher; irgendwie schneidend war dieses Lachen, etwas grobes und rächerisches klang dabei mit, und doch waren seine Lippen so sanft und sein Gesicht so klar und heiter, beinahe wie das eines kleinen Jungen, sodass ich mich nicht festlegen konnte, was ihn eigentlich erkennbar macht und welcher Ausdruck seines Gesichts der echte sei. Sogar als er sprach, hatte er zwei Ausdrücke: einen unbarmherzigen, der hinter der sanften Stimme und dem Lächeln hervorschien, und einen sanften, der in seinen Augen blitzte. Nachdem ich das verstanden hatte, unterhielt ich mich mit ihm immer nur kurz, denn ich hatte Angst vor dieser unsichtbaren Kraft, den Wandel in diesem Menschen, dieser unvorhersehbaren Gefahr.

Es schien, er habe erraten, über wen ich nachdachte, denn dies erriet er eigentlich jedes Mal, und dass er deshalb über mich lachte und mir dabei beinahe drohte. Meine Erinnerungen, von denen ich nicht loskommen kann, ärgerten ihn schon lange, man könnte fast sagen, sie beleidigten ihn, vor allem jetzt, wo er mich hinausgeführt und mir die Bücher gegeben hatte, die meine Arznei hätten sein sollen. Auch ich hatte es erraten, deshalb lachte ich jetzt.

Dass ich etwas erraten hatte, gibt mir Kraft, es mit dem Chef auszuhalten, denn in der Stadt ist das nicht einfach, das sehe ich erst jetzt ein. Auch der Chef ist irgendwie anders. Im Sonnenlicht sehe ich ihn besser: er ist vorsichtig beim Gehen, bei Unterhaltungen achtet er auf jedes Wort und droht nicht direkt, und wenn er bei mir ist, sieht er sich immer um und schaut offensichtlich nach den Passanten, die mich erkennen und irgendetwas fragen könnten. Im Zimmer mit dem einen Fenster war es viel leichter, und erst jetzt ist mir klar, warum der Chef immer an der Tür stand, wenn er mich besuchte. Dann schloss er die Tür und begann zu deklamieren, hielt dabei aber immer die Klinke fest in der Hand und hielt sich immer unter dem Lichtkegel auf, sodass ich ihn niemals richtig gesehen hatte, nur sein Gesicht sah ich jedes Mal klar und deutlich, denn es war von Licht beleuchtet und sein Widerschein fiel in meine Augen. So musste ich mich unentwegt bewegen, um ihn irgendwie fassen zu können, wenn er ruhig und am besten beleuchtet war. In solchen Fällen wirkte er jedes Mal besser auf mich, denn sein Gesicht war jedes Mal strahlend und sein Lachen heiter.

- Du hast unterzeichnet – sagte schließlich der Chef.
- Was denn? – fragte ich verwundert.
- Alles hast du unterzeichnet, alles, verstehst du?
- Aber was?
- Alles. Alles, was ich sagen werde. Alles, was ich verbieten werde – auch das hast du unterzeichnet.
- Das verstehe ich nicht.

– Du wirst es verstehen, weil du dich mit unglaublicher Geschwindigkeit beserst und änderst. Ich habe überhaupt keinen Fehler gemacht, als ich dich genommen habe. Du hast dich vollkommen verändert, seit du draußen bist.

(...)

Ich wollte mich widersetzen, wusste aber nicht warum. So habe ich es ihm auch gesagt, was ihn sehr ärgerte.

– Und was, wenn ich nicht unterzeichnet hätte?

– Du hast unterzeichnen müssen, weil du schuldig bist. In der ganzen Welt unterzeichnen die Schuldigen das, was sie verschuldet haben, das ist doch nur fair, oder?

– Es ist fair, aber ich bin nicht schuldig.

– Wie, nicht schuldig? Dein Vater ist schuldig.

– Ich nicht.

– Hör zu – sagte der Chef in einem neuen, mir bis dahin unbekanntem Ton – machen wir es kurz: niemand hat gesagt, du wärst im klassischen Sinn des Wortes schuldig, du hättest etwas getan, geraubt, jemanden betrogen, falsch ausgesagt... getötet! Niemand hat das zu dir gesagt, und auch ich lege dir das nicht zur Last. Aber du bist objektiv schuldig, versteh das doch! Die Schuld geht auf dich über, bis wir sie dir nicht ausgetrieben haben, bis wir dich nicht umerzogen haben. So haben wir es vereinbart. Du hast doch wohl begriffen, worüber wir uns die ganze Zeit unterhalten haben? Jetzt ist dir wohl endlich klar, was du unterzeichnet hast?!

– Nein.

– Am ersten Tag – fuhr der Chef fort – brachte ich dir ein Blatt Papier, auf dem geschrieben stand: Bist du mit alldem einverstanden? Du hast unterzeichnet. Also, warst du einverstanden.

– Und weiter? Womit war ich einverstanden, was habe ich noch unterzeichnet?

– Es gab keine Details. Außerdem, es ist noch nicht zu Ende. Aber genug für heute. Du wirst dir sowieso nicht alles merken.

STJEPAN ČUIĆ ■ DER ORDEN

Stolz zu Ross ritt er in die Stadt hinein.

Man sah ihm an, dass er der Reitkunst mächtig war, jedoch blickte er verstört um sich, als sei die Stadt ihm nicht vertraut. Vor einem niedrigen Haus hieß er sein Pferd anzuhalten, schwang sich geschickt vom Sattel und sah sich um, die Zügel in der Hand. Er trug eine allzu unpassende Uniform, war unrasiert und hager und wirkte dadurch erbärmlich.

An einer Pappel wollte er sein Pferd festbinden, die Kette aber war kurz und so gelang es ihm nicht, den Stamm zu umschlingen. Darauf streichelte er das Pferd irgendwie herrisch und ging auf das erste Haus zu.

Das Pferd rührte sich nicht.

Bald kehrte er mit einer Axt zurück.

Er schlug auf den Stamm ein, um ihn dünner zu machen, ungefähr einen Meter über dem Erdboden. Dann band er das Pferd fest und verschwand in den engen Gassen. Er rief laut nach jemandem und daran konnte man von ungefähr seinen Standort ausmachen. Er rief jemanden beim Namen, aber niemand antwortete.

Dann hörte man das Klacken von Steinchen, die er gegen eine Fensterscheibe warf, sonst war aber nichts zu vernehmen. Darauf legte er seine Waffen ab. Er ließ sie an einer Wand hängen, streifte seinen Soldatenrock ab, befestigte sich seinen Orden am Hemd und machte sich auf den Weg durch die Stadt, nach jener Seite, wo mehr Häuser standen.

Abermals rief er nach jemandem.

Aber wieder hatte er kein Glück.

Dann setzte er sich seufzend an den Rand eines Brunnens, zündete sich eine Zigarette an und wartete. Niemand kam auf ihn zu.

Dann wusch er rasch sein Gesicht, trank eine Handvoll Wasser und blickte nach der Kirchturmuhre. Sein Gesicht verzog sich zu einer undeutlichen Grimasse, als er merkte, dass die Uhr nicht ging. Er blickte zur Sonne, zu den Wespenestern vor den Häusern, die er erkannte. Schließlich ging er auf sein eigenes zu, wonach zu schließen war, dass er es sei, jene auf dem Dachboden atmeten auf, durften sich jedoch nicht zeigen.

Dann rief er zum letzten Mal an diesem Tag, erhielt aber wieder keine Antwort.

Müde geworden, legte er sich hin.

Den sommerlichen Nachmittag über ruhte er, als es Abend wurde, machte er sich auf den Weg zu den Bergen.

– Wo sind die Anderen? – fragte er den Ersten, den er erblickt und aufgeschreckt hatte.

Dieser zuckte nur schlaff mit den Schultern, scheute sich, etwas zu sagen, er aber sagte zu ihm, er solle ihn nicht zum Besten halten, da er sehr wohl wisse, wo sie seien, wenngleich sein Gegenüber dies besser wissen müsse, da er die ganze Zeit mit ihnen zusammen war.

So nötigte er jenen, den er getroffen hatte, ihn ernst zu nehmen und alle seine Fragen zu beantworten.

Da fragte ihn dieser, wer er eigentlich sei, er aber antwortete nur, das werde er früh genug erfahren, so dumm er sich auch stelle.

Erst dann blickte er sich gelassen um und begann zusammenzuzählen wieviel zerstört sei und was sich eigentlich verändert habe.

Dann fragte er wo Lokvić¹ sei.

– Irgendwo bei den Wasserlachen.

Das wunderte ihn und verwundert fragte er, ob denn auch Križanić² da sei.

– Ja – war die Antwort – hier irgendwo bei den Kreuzen.

– Und Karaulić³?

– Er auch, wahrscheinlich in irgendeinem Wachhäuschen.

Er wunderte sich immer mehr.

Dann wollte er nur noch eines wissen: – Wo ist Kovačić⁴?

Auch wo dieser sei, wurde ihm gesagt. Irgendwo beim Schmieden.

Dann fragte er nichts mehr.

Schweigend schwang er sich aufs Pferd, das man ihm gebracht hatte, und preschte im Galopp querfeldein, wonach jene, die ihm nachsahen, wissen konnten, wo er hinwollte. Es gab auch solche die ihm nachlaufen wollten, dazu war es aber schon zu spät, denn das Pferd galoppierte immer schneller und ließ ihn im Sattel immer stabiler und heldenhafter aussehen.

Im Dorf an der Bergspitze kam er eher an, als jene, deren ängstliche Blicke ihm folgten, meinten, er würde es schaffen.

¹ kroat. lokva – Wasserlache

² kroat. križ – Kreuz

³ kroat. karaula – Wachhäuschen

⁴ kroat. kovač – Schmied

Schweigend schwang er sich vom Pferd, niemand aber konnte erraten, was er im Schilde führe.

– Jagt jene vor die Häuser, die ihr drinnen versteckt haltet – befahl er brüsk den Bauern.

Die Leute verstummten vor Angst und Erwartung.

– Worauf wartet ihr? – fügte er hinzu.

– Und wer genau seid ihr? – fragte schließlich einer der Bauern, vor ihm zitternd.

– Jener, der weiß, wen ihr dahabt – antwortete er gewandt.

– Sollte uns jemand verraten haben? – flüsterten die Bauern einander zu.

– Nichts dergleichen! – rief er, als er ihr Geflüster vernahm. – Karaulić! – rief er nun such selbst.

Jene auf dem Dachboden begannen hinunterzusteigen.

– Schüttle dieses Stroh von dir ab, du Held – sagte er zu Karaulić, der als erster vor ihm Stand.

Karaulić versuchte, seine Angst mit Verlegenheit zu tarnen.

– Aber, bist du es...? – stammelte Karaulić. Darauf erschienen noch drei unter dem Vordach.

– Bin ich. Ich bin's, erkennst du mich denn nicht?

– Bist du's wirklich?

– Ich bin's wirklich, siehst du mich denn nicht? Jetzt frag mich nur noch, wo ich all die Jahre über gewesen bin und was ich gemacht habe!

– Ja, wo bist du denn...? – begann Karaulić, wie ihm geheißsen.

– Hier bin ich! Jetzt bin ich hier und ich fraß Stroh, genau wie du!

Karaulić beruhigte sich einigermaßen, die Röte wich aus seinem Gesicht. Er schritt auf ihn zu und umarmte ihn.

– Was bist du nur für ein Frauenzimmer, Karaulić, gepennt hast du in einem Bau wie ein Bär! Du hättest auch in der Stadt auf mich warten können.

– Wo kommst du her? – fragten die Übrigen, nachdem sie sich beruhigt hatten.

– Von Triest her! – antwortete er barsch, zumal sie nicht einmal wussten, wo das sei. – Und ihr?

Sie hatten nichts derart Klingendes und Unbekanntes parat.

– Und ihr? – wiederholte er mit strenger Stimme. Als er merkte, dass er zu weit gegangen war, fügte er hinzu:

– Wie geht es euch? Seid ihr alle wohlauf und an der Zahl?

Sie starrten einander an und blickten dann scheu nach seinem Orden.

Als er merkte, wo sie hinsahen, nahm er den Orden ab und steckte ihn in die Tasche.

– Vielleicht ist der Orden ja für uns – dachte Karaulić hoffnungsvoll.

Als sie sich beruhigt hatten, befahl ihnen Karaulić:

– In die Stadt! Nehmt die Abkürzung!

Sie stellten sich in Reih und Glied auf, zogen ihre Riemen fest, schnallte ihre blanken Waffen an, wer über solche verfügte, und marschierten grußlos Richtung Stadt. Dort kamen sie vor ihm an, da er es nicht mehr eilig hatte. Er ritt langsam, als mache er einen Spazierritt und habe es darauf abgesehen, nach Anbruch der Dunkelheit anzukommen.

In Reih und Glied aufgestellt, warteten sie lange auf ihn. Als sie ihn am Ende der Straße erblickten, irgendwie alleine in der leeren Stadt, sprang Karaulić auf ein hölzernes Postament, das man vor irgendwoher herangezogen hatte, und befahl: – Wenn ich jetzt sage, im Paradeschritt marsch!

Bald ertönte auch dieser Befehl.

Und alle marschierten im Paradeschritt los, sich fortbewegend wie eine Art Last.

Sie rückten näher, als würden sie über Talg gleiten, wenngleich auch stumpf und ungleichen Schrittes.

Als es schien, sie hätten ihn erreicht und Karaulić seinen nächsten Befehl schon auf der Zunge hatte, war er auf einmal verschwunden. Sie sahen ihn nicht verschwinden, er war nur nicht mehr da.

Verwundert warteten sie auf Karaulićs Befehl.

– Links schwenkt, marsch! – sagte schließlich Karaulić und ihre Parade setzte sich fort, in der Hoffnung, ihn doch noch zu treffen.

Als sie am Ziel angekommen waren, wurde dieses erneut zum Start, denn es war niemand dort.

Endlich tauchte er auf.

– Was sind das für Dummheiten? – fragte er ruhig, sie aber waren alle starr vor Schreck. – Karaulić, bist du die Paraden denn nicht schon satt?

Da merkte er aber, wie vorschnell er dies gesagt hatte, und verbesserte sich:

– Seid ihr denn nur so viele? – fragte er, aber auch diese Frage ließ Karaulić zusammenfahren.

– Es sind noch nicht alle angekommen – erwiderte er verlegen.

Er steckte seinen Orden ein, was Karaulić nicht entging.

– Sollen wir es verschieben? – fragte Karaulić etwas sicherer.

– Was verschieben? – fragte er ernst.

– Na ja... ich meine... bis alle angekommen sind – sagte Karaulić stotternd.

– Wer hat noch zu kommen?

– Vrcić, Jerković, Bregović, Landeka, Brekaloo...

– Und Ećimović? – unterbrach er Karaulićs Aufzählung, Karaulić aber wurde verlegen, da es im vorkam, als habe er ihm überhaupt nicht zugehört.

– Ećimović? – fragte nun Karaulić, er aber fuhr mit gleicher Stimme fort:

– Ja, Ećimović.

– Er ist doch beim Feind.

– Beim Feind, sagst du?

– Ja, schon lange.

– Und warum ist er nicht bei uns?

– Er wollte nicht.

– Wollte nicht, sagst du? Es können ja auch nicht alle so wollen, wie du, Karaulić. Er hätte aber wollen sollen – fügte er irgendwie besorgt hinzu. – Vielleicht nicht so wie du, aber trotzdem... Jetzt ist er nicht da, sagst du?

– Wahrscheinlich nicht.

– Weißt du wenigstens seit wann er nicht da ist?

– Seit 1942.

– Seit 1942? Seit Stalingrad?

– Ja, es wird erzählt, er sei dort verschollen.

– Er ist sein Stalingrad nicht da und ihr hier seid da! Im Stroh! Und ihr seid nur so Wenige. Und nur ihr. Die Auserwählten.

– Unser Bataillon, Genosse Matija. Wir haben es gleich 1941 formiert. Hier, gleich neben der Stadt. Unter den Weißen Felsen.

– Formiert, sagst du?

– Ja, unser Bataillon.

– Ihr habt das Bataillon formiert – das Bataillon hat euch formiert! Hier, unter den Weißen Felsen.

– Ja, Genosse Matija. Gerade hier – sagte Karaulić und zeigte in der Richtung.

– Und hier seid ihr die ganze Zeit über geblieben?

– Ja, wir haben die Stadt verteidigt.

– Die Stadt habt ihr verteidigt, sagst du?

– Ja, die ganze Zeit über.

– Und die Dörfer?

Karaulić fuhr zusammen, als ihm klar wurde, worauf Matija es abgesehen hatte. Er wollte nicht antworten, wickelte Matijas mahnendem Blick aus und schaute zu Boden. Auch die anderen schwiegen und blickten zu ihnen hinüber. So merkten alle außer Karaulić wie Matija seinen Orden aus der Tasche gezogen und ihn einige Male auf der Handfläche herumgedreht hatte. Dann hielt er ihn gegen die Sonne, deren strahlende Kugel sich schon seit einiger Zeit dem westlichen Horizont zuneigte. Sollen sie ihn doch sehen!

Karaulić kam es vor, als habe Matija Bedenken, und so hob er wieder den Blick. Matija aber steckte den Orden in die Tasche zurück.

– Wir sind nicht genug – dachte Karaulić bei sich.

– Seid ihr vollzählig? – fragte Matija, um diesem mühsamen Schweigen ein Ende zu bereiten.

– Wärst du mit uns gewesen – wich Karaulić der Antwort aus – wären wir bestimmt mehr. Du weißt ja, wie sehr dich die Leute hier mochten. Oft dachten wir beriefen wir uns darauf, als wir es schwer hatten.

– Ach, das hättet ihr nicht sollen – sagte Matija und winkte unwirsch ab.

– So war es leichter für uns. Das Volk vertraute uns.

– Es vertraute euch, sagst du?

– Jawohl, blind.

– Blind? – fragte Matija überrascht.

– Alle gingen mit uns – besänftigte Karaulić das Gespräch.

– Alle gingen mit euch, sagst du? Und alle sind ein Bataillon?

– Jawohl, alle wie einer – bestätigte Karaulić rasch.

– Ach, darum ist niemand da! – erwiderte Matija irgendwie wehmütig und Karaulić verstummte.

2.

Dann wurde eine Versammlung einberufen.

Im großen, halbdunklen und verwahrlosten Saal des Kroatischen Heims nahmen sie der Reihe nach Platz, Karaulić, Lokvić und Kovačić am riesigen Tisch, um die Versammlung zu eröffnen.

Man wartete auf Matija.

Als Matija an in der Tür erschien, standen sie auf, um ihn zu begrüßen. Kovačić ging auf ihn zu und zeigte ihm seinen Platz, Matija aber – als habe er ihn nicht verstanden – ging weiter und setzte sich tief in den Saal.

Man tat, als habe man das nicht bemerkt und ging zur Tagesordnung über. Am meisten sprachen sie von ihrem Kampf unter spezifischen Bedingungen und den Empfang des Genossen Matija.

Über seinen Empfang sprachen sie lange und betonten, seine Ankunft sei für sie eine Riesenüberraschung gewesen, da Matija unangekündigt gekommen war.

– Das war ein Empfang? – fragte Matija.

– Jawohl, Genosse Matija – antworteten alle zugleich. – Klein, aber von Herzen.

– Ach, so.

– Wir werden auch einen richtigen veranstalten, sobald wir uns alle versammelt haben – sagte Karaulić, als ihm klar geworden war, dass sie Matija durch ihren Empfang nicht gerade in Erregung versetzt haben.

– Ach, so – wiederholte Matija kalt und geheimnisvoll, und die Versammlung wurde fortgesetzt.

Im weiteren Verlauf erwähnten sie mehrere Male den Orden, kein einziges Mal aber, dass es sich um Matijas Orden handelte. Sie wussten auch, wie viele Orden verliehen wurden, wer sie verliehen hatte und für welche Taten.

Es wurden auch konkrete Angaben gemacht, Matija aber wollte und wollte den Orden nicht zur Sprache bringen. Er griff zwar einige Male tief in seine Tasche, reckte den Hals und sah dabei zur Decke, zog aber jedes Mal nur seine Uhr hervor, sodass sie ihr Gespräch mit unterdrückten Seufzern fortsetzen mussten.

– Er hat ihn vergessen – flüsterte Karaulić zu Lokvić.

– Mag sein, er war schon immer vergesslich.

– Vielleicht ist er uns böse – meinte Kovačić.

– Vielleicht haben wir irgendwo einen Fehler gemacht – flüsterte Karaulić zu Lokvić und Lokvić zu Kovačić.

– Vielleicht ist uns etwas entgangen – erwiderte Kovačić, und als es Lokvić Karaulić übertrug, wurde dieser nachdenklich und sagte:

– Vielleicht geht es ja gar nicht um den Orden. Er hat sich ein wenig über uns lustig gemacht, als er uns im Stroh vorgefunden hatte, hat es uns aber nicht übelgenommen. Er muss sich verändert haben, er war ja bei allen Schlachten dabei. Auch mit den Genossen aus dem ZK hatte er Kontakt. Er war ein Mann ihres Vertrauens.

So vergaßen die Drei in ihr Geflüster vertieft, worum es eigentlich ging, Matija aber wies sie zurecht.

– Seid ihr fertig? – fragte er.

– Sind wir – sagten sie sauer.

– Esst ihr hier etwas?

– Unser Verbindungsmann aus dem Dorf bringt gleich etwas zu essen.

– Trägt der Verbindungsmann auch etwas ins Dorf?

– Die Bauern geben, sie leihen sich nichts aus.

– Aber sie vergessen nicht.

– Auch wir vergessen nicht, Genosse Matija – sagte Karaulić.

– In Ordnung, in Ordnung, nur dass man es weiß. Wer nichts vergisst und wem. Wie lange noch? – sagte Matija und stand auf. Die Anderen taten es ihm gleich. Und da Matija tief hinten im Saal saß, begann dieser, sich von hinten zu leeren, sodass Karaulić, Lokvić und Kovačić am Ende allein blieben.

Sie wussten nicht, wie sie an Matija herantreten sollen. Sie dachten nach, was wohl zu tun sei, es wollte ihnen aber nichts Besonderes einfallen. Sie hatten ja nichts Anderes, außer ihrer Achtung und ihrer Verehrung für ihn. Sie wollten ihm ihren Kampf erklären, ihre Bedingungen, um ihn für sich zu gewinnen, wussten aber nicht, wie sie anfangen sollten.

Dann versuchten sie, ihn zu überreden, die Stadt zu übernehmen.

– Was soll ich mit eurer Stadt – erwiderte Matija mürrisch und sie wechselten das Thema.

Ihre Angst wuchs ins Unermessliche, es gab aber kein Zurück mehr.

– Diese Schlucht, das war aber wirklich die Hölle – sagte Karaulić. – Vielleicht hat sie ihn verstört.

– Ja, dreimal war er zurückgekehrt, um seine Genossen zu retten – fügte Lokvić hinzu.

– Er hat auch seinen Befehlshaber gerettet, ein Mitglied des ZK – sagte Kovačić. – Dafür erntete er ja auch den meisten Ruhm.

– Deshalb trägt er ja auch den Orden – sagte Karaulić und unterdrückte ein Seufzen.

Sie verfolgten, natürlich jeder für sich, wo Matija hingehet, wo er verkehrt und mit wem er sich trifft. Sie erkundigten sich, worüber er über seinen Kampf sagt, welche Leute er dabei erwähnt, welche Schlachten, an welche Toten er sich erinnert und welche Mutigen er bewundert.

So schien es, wenn sie es auch nicht wollten, als würden sie ihm folgen. Sie folgten ihm auf Schritt und Tritt und behielten ihn stets im Auge.

Er sie offensichtlich nicht, da er sie in seine Nähe ließ.

So hatte er auch nicht bemerkt, dass sie ihm folgen, als er sich in die umliegenden Dörfer begab, hoch oben in den Bergen, wo es kaum Wege gibt und so gut wie niemand hingehet, sie verrieten sich aber selbst.

– Genosse Matija, wir haben eine Begleitung für Sie bestimmt!

– Eine Begleitung? – fragte er sichtlich überrascht.

– Ja, eine Begleitung, Genosse Matija. Es ist noch nicht alles durchkämmt.

– Dann kämmt doch, kämmt!

– Ich meine, bis wir nicht alles durchkämmt haben... solange die Begleitung.

– Matija bestand darauf.

– Soll die Begleitung auch kämmen! Kämmt und sprüht, vielleicht gibt es ja auch noch Läuse in eurer Gegend!

– Es könnte dich aber jemand überraschen.

– Mich? – fragte Matija verwundert und sah Karaulić vorwurfsvoll an.

– Es gibt Banditen – fuhr Karaulić fort.

– Banditen, sagst du? Der Bandit, der es mit mir aufnehmen kann, muss erst noch geboren werden!

– Egal, Genosse Matija, wenn du nichts dagegen hast, würden wir dich begleiten.

– In Ordnung, meine Bataillonsgenossen, aber bleibt auf gehöriger Distanz!

So ging er weiter, als sei er allein. Sie folgten ihm schweigend. – Wo ist das Dorf? – fragte er sie, nachdem er ihnen gestattet hatte, sich ihm zu nähern.

– Welches Dorf, Genosse Matija?

– Welches? – fragte er mit trauriger Stimme. – Das fragt ihr noch?

– Es gab hier mehrere Dörfer, Genosse Matija. Wir wissen ja nicht, nach welchem du fragst.

– Es gab mehrere. Ja, das stimmt, es gab sie.

– Verbrechen, Genosse Matija – sagten sie, als ihnen klar wurde, worauf er abzielte.

– Wer hat sie begangen? – fragte Matija klar und deutlich, auch sah man ihm an, dass er zugleich erregt und traurig war.

– Prinz Eugen – sagte Karaulić. – Die Bauern wollten dich nicht verraten.

– Mich?

– Ja, Genosse Matija. Prinz Eugen hatte nach dir gesucht. Die Bauern wussten, wo du bist, wollten dich aber nicht verraten.

– Sie hätten ruhig können – sagte Matija. Karaulić war verwirrt. – Sie hätten ruhig können, wenn das ihre Rettung gewesen wäre.

Karaulić war rot im Gesicht und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Matija fuhr fort:

– Mich hätte dieser Prinz Eugen ja ohnehin nicht fangen können.

– Er ist eine ganze Division, dieser Prinz Eugen, nicht nur ein einziger Prinz – sagte Karaulić dumm. Matija sah ihn streng an und Karaulić bemerkte zum ersten Mal die stockende Trauer in seinem Gesicht.

– Ein ganzes Regiment, sagst du? – presste Matija hervor und machte ein paar Schritte.

– Jawohl, Genosse Matija. Drei Monate lang war es da.

– Ja, ja, eine Division ist mehr als ein Bataillon – erwiderte Matija auf Karaulićs Meldung. Karaulić hatte es aber nicht verstanden.

– Hier lebten die Tadić, die Perkunović, die Kolaks, die Numić... – begann Matija, sich halblaut zu erinnern, Karaulić dabei keins Blickes würdigend.

– Und die Šarac – sagte Karaulić.

– Ja, sie auch – bestätigte Matija, Karaulić dadurch ein Zeichen gebend, er habe ihn verstanden, obwohl sie voneinander nicht wenig entfernt waren. – Und niemand von ihnen ist geblieben?

– Niemand. Man hat sie totgeschlagen, sie aber haben keinen Ort gehabt, um sich vor ihnen zu flüchten. Auch hatten sie nichts, um sich zur Wehr zu setzen.

– Ja, so ist es. Das Bataillon war weit entfernt. Es schaffte es nicht? – fügte Matija hinzu.

– Sie wollten nicht zum Bataillon, wir hatten sie gerufen – sagte Karaulić.

– Sie wollten nicht zum Bataillon, wo sie die Deutschen abgeschlachtet haben? Was waren das dann für Menschen?

– Das frage ich mich auch – meinte Karaulić aufatmend. – Wir waren wirklich überrascht, als wir das hörten.

– Überrascht, sagst du?

Übersetzung ins Deutsche: Boris Perić

STJEPAN ČUIĆ ■ DER STAAT

Andrija Višić fiel die Aufgabe zu, die Nachricht von der Ankunft des Staates zu verbreiten, von seinem Einfall in die Stadt und seiner Ausdehnung über die Dörfer bis hin zu den Bergen, den Förstern und den Hütten der Hirten. Andrija war von dieser Ehre so ziemlich überrumpelt und wusste zunächst nicht, wie er sich verhalten und die so lange erwartete Nachricht in Stadt und Land verkünden solle. Begeistert lief er die Straße entlang, außer Atem trug er die bis dahin in Duvno nie gesehene Fahne und verbreitete die Kunde. Unablässig blickte er zur Fahne, denn es wehte ein starker, breiter Wind, der sie ihm aus den Händen zu entreißen drohte. Andrija kam es vor, als wolle der Wind ihm auch die Nachricht aus den Ohren zerren, die ihm ein mutiger Mann in Uniform mit leiser Stimme mitgeteilt hatte. Auch hatte dieser ihm gesagt, wie er die Nachricht durch die Dörfer tragen und den Bauern sagen solle, sie mögen noch etwas Geduld haben, der Staat werde auch sie erreichen und zwar bald, obgleich die Wege schlecht und mancherorts nicht einmal vorhanden waren. „Der Staat wird garantiert jede Gegend erreichen“, behielt Andrija die Worte des Offiziers in Erinnerung. Und während er auf die Fahne achtete und sie voller Verzückung ansah, verlangsamte er seinen Schritt und merkte nicht einmal, dass der Staat ihn überholt hatte. Er fühlte sich betrogen, denn die Lastwagen hupen feierlich und laut und eilten an ihm vorbei. „Wird man mir glauben?“, fragte er sich und begann, wieder schneller zu laufen. Er kam in ein Dorf und rief dort Parolen voller Lob für den Staat aus, zeigte die Fahne herum und hielt sie hoch, aber niemand schenkte ihm Beachtung, ja man nahm nicht einmal zur Kenntnis, dass Andrija sich über den Staat freute, geschweige denn, dass er es war, der die Nachricht von seiner Ankunft zu ihnen gebracht hatte. Das Volk versammelte sich um den Lastwagen und einen uniformierten Mann, der ruhig, beinahe wortlos dastand, als wolle er mit dem Blick die Menge ermessen, die aus allen Richtungen und auf allen Wegen auf ihn zuströmte. Es schien, als würde er sie zählen, was manch einen verwunderte. Schließlich sagte der Uniformierte:

– Wir machen das ganze Volk satt, so viele es auch sein mögen.

In diesem Augenblick wurde eine riesige, feste Plane vom Laster gerissen und zwei Männer stellten sich in strammer Haltung neben ihn. Alles Mögliche war

im Laster verstaub, Kleidung und Schuhwerk, Lebensmittel und Maschinen, Bleistifte und Hefte, ein Fenster und eine große rote Tür. Manche erkannten unter all diesen Dingen auch eine große Schultafel. Eine ältere Frau erblickte Damenunterwäsche und drohte verbittert, etwas Derartiges werde man im Dorf nie tragen, da es der Glauben widerspräche. Das Volk drängte sich um den Lastwagen, man zog und zupfte an den Gegenständen, besah sie genau, erblickte darunter so manchen, den man nie zuvor gesehen hatte und auch nicht wusste, wozu er gut sei, einige versuchten auch, zu erraten, wozu das Zeug dienen werde und warum der Laster gerade hier, mitten in ihrem Dorf, angehalten hatte. Nervös, ungeduldig und voller Erwartung rückte man zusammen, Platz machen für jene, die noch kommen würden, mit ihren Kindern und Alten. „Die Liste, die Liste!“, rief ein Mann aus dem Laster, der Uniformierte merkte, dass alle ihn anstarrten, zog tapfer und streng ein beinahe endlos langes Papier aus der Tasche und reichte es dem Fahrer. Dieser begann zu lesen und während er las, wickelte sich das Papier aus der Tasche des Uniformierten ab. Der Fahrer hingegen wickelte sein Ende der Liste, von der er die Namen ablas, um eine hoch am Laster befestigte Stange, die dabei immer dicker wurde und sich schließlich ganz im Papier verlor. Jener, der die Geschenke austeilte, achtete nicht darauf, wessen Name vom Fahrer genannt wurde, ob es ein Junge war oder ein alter Mann, ein Mädchen oder eine Greisin, er händigte sie der Reihe nach aus, so, wie er mit der Hand nach welchem griff, sodass jemand ein Paar Schuhe erhielt, jemand anders einen Sack Zucker, wiederum jemand ein paar Bleistifte und ein Heft, es gab aber auch solche, die Bücher bekamen. Wortlos nahmen sie sie an sich und schämten sich, vergeblich darinnen zu blättern. Verwirrt nahmen die Menschen alles entgegen, was der Mann auf dem Laster ihnen reichte, einmal aufgerufen gingen sie mit stummer Miene auf den Wagen zu und niemandem wäre eingefallen, sein Geschenk umtauschen zu wollen. Manche standen wirklich lange dort und warteten, ohne dass ihre Namen aufgerufen worden wären. Jene, die des Lesens und Schreibens mächtig waren, merkten bald, dass die Namen nicht in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen wurden. Dies stimmte sie nachdenklich, sie hatten aber nicht dem Mut, sich beim uniformierten Vertreter des Staates zu beschweren. Die beiden taten, als ob es daran nichts auszusetzen gäbe und beschleunigten sogar ihre Arbeit, da sie offensichtlich befürchteten, das Volk könnte in Aufruhr geraten. Auf einmal warf ein Mann ein Paar schwerer Soldatenstiefel hin und drohte, er wolle nichts annehmen, wenn nicht genug für alle da sei. Jener, der die Namen vorlas, erhob seine Stimme und es herrschte wieder Ruhe. Von da an las er immer schneller und schneller, ebenso schnell strömte aber auch das Volk herbei und griff nach allem, was jener auf dem Laster Stehende ihm reichte. Der ganze Ablauf beschleunigte sich dermaßen, dass die

Menschen, aus allen Richtungen kommend, sehr schnell an die Reihe kamen. Manche brachten ihre Kinder mit, manche schienen sich auch zweimal anzustellen, da niemand mehr diesen ungewöhnlichen Prozess regeln konnte. Dann aber, niemand wusste warum, schrie einer, der Fahrer würde die Namen willkürlich ausrufen, weshalb sich die Liste, die sich von der Tasche des Uniformierten bis zur Stange am Laster erstreckte, völlig vergeblich abwickle. Die Menschen glaubten ihm und im Nu entstand ein riesiges Durcheinander. Niemand zweifelte mehr daran, dass ihre Namen gar nicht auf der Liste stehen, dass sie aus purer Willkür aufgerufen werden, alle witterten Betrug und fragten sich, wie sie überhaupt hätten darauf kommen können, dass so viel Papier in einer kleinen Soldatentasche überhaupt Platz finden könnte. Auch der Uniformierte wurde dessen Gewähr, er konnte dem Volk aber nicht mehr Einhalt gebieten. Er stand nur still da, ohne ein Wort zu sagen. Die Namen wurden tatsächlich verlesen, wie es dem Fahrer gerade passte, wie die Menschen sich ihm näherten, und es war offensichtlich, dass er viele von ihnen kannte, da er stets jene Namen nannte, deren Träger ihm an nächsten standen. Die Geschenke wurden ohne jegliche Ordnung vom Laster geworfen und bald gab es keinerlei Verbindung mehr zwischen den genannten Namen und jenen, die blitzschnell die Arme nach ihnen ausstreckten. Manche schafften es nicht einmal, etwas für sich zu ergattern, und schimpften laut, dies sei Verrat, die Vertreter der staatlichen Gewalt würden durch ihr freches Verhalten den Staat selbst aufs Spiel setzen, aber es war niemand da, um ihnen Gehör zu schenken. Die Geschenke vom Laster wirbelten durch die Luft, blieben im Geäst hängen, der Wind trug sie empor, bis hin zu den Schornsteinen und Bergspitzen, und schon bald war das ganze Dorf mit staatlichen Geschenken geschmückt. Man sah, dass die Menschen die Geschenke satt hatten, da manche sie bereits umzutauschen versuchten, während andere die ihrigen einfach wegwarfen und in der herumliegenden Menge von Gegenständen stattdessen nach etwas wühlten, was vielleicht neuer wäre und schöner, einer Seltenheit, die die Anderen womöglich nicht bemerkt hätten. Die Liste wurde wie zum Trotz weiter abgewickelt, jetzt aber ohne jeglichen Sinn, es war geradezu komisch, dem Uniformierten beim Stillstehen zuzusehen, als habe er gar nicht bemerkt, dass alles um ihn herum aus den Fugen geraten war. Jener, der las, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihn. Es war ihm unverständlich und er empfand es als lästig, dass dieser auch weiterhin steif dastand und ihn dadurch zwang, ohne Rücksicht auf alles, was sich gerade abspielte, mit dem Verlesen der Namen fortzufahren, auf die ohnehin niemand mehr hörte, falls sie im Volk überhaupt existierten. Es herrschte ein fürchterliches Gedränge, man zertrat die Geschenke und stritt um sie, die einen rissen sie den anderen aus den Händen und etwas abseits von der Menge konnte man sehen, wie zwei Männer sich prügelten, während ein dritter

versuchte, die Geschenke zu verkaufen. Einer, dem eine Nähmaschine der Marke „Singer“ zugefallen war, hatte sich ebenfalls abgesondert, diese ausgepackt und zu nähen begonnen. Die Frauen zogen ihren Kindern sofort alle Wintersachen an und hielten sie fest an den Händen, aus Angst, sie könnten ihnen im Gedränge verloren gehen und sie würden sie in dieser neuen, fast gleichen Kleidung nicht wiedererkennen. Mehrere Anzüge zogen sie ihnen gleichzeitig an, vor allem aber viele Hemden, sodass die Kinder immer größer und dicker wurden. Eingezwängt in die vielen Kleidungsstücke wirkten die Kinder wiederum komisch und unansehnlich. Als die Frauen begannen, ihnen auch noch die Wintermäntel, Schuhe und Stiefel anzuziehen, fingen die Kinder an, unruhig zu werden, zu quengeln und zu weinen. Einer war wiederum aufs Dach gestiegen, griff geschickt nach den herumfliegenden Geschenken und stopfte sie in den Schornstein, sodass sie durch den Kamin ins Haus fielen.

– So viel brauchst du doch gar nicht – rief man ihm zu.

– Für meine Enkelkinder sammle ich das Zeug. Irgendwann werde ich Enkelkinder haben, der Staat wird aber vielleicht nicht mehr da sein – antwortete er.

Dem Verlesen der Namen schenkte niemand mehr Beachtung. Auch der Uniformierte hatte das bemerkt und das Abwickeln der Liste unterbrochen. Sie hatten alle schon die Geduld verloren, warfen die Geschenke vom Laster hinunter, wie sie sie gerade zu fassen kriegten, schmissen sie hin und her, und es schien, sie würden auf niemanden mehr Rücksicht nehmen, da auch harte und kantige Gegenstände unters Volk geworfen wurden, denen die Menschen wiederum auswichen. Das Dorf schmückte sich mit den Geschenken des Staates, die Fenster wurden zugeschüttet, manche, die nichts abbekommen hatten, riefen lauthals, es sei ihnen Unrecht zugefügt worden, man müsste beim Austeilen der Geschenke doch die Namen von der Lister berücksichtigen, aber es hörte ihnen niemand zu. Man konnte nicht sagen, die Vertreter des Staates würden beim Verteilen falsch vorgehen, Namen konnten aber keine mehr verlesen werden, da das Papier abgerissen war. Zerknüllt lag es auf dem Boden und man trat auf die Namen die auf ihm standen. Auch jene, die sich beschwert hatten, hatten das eingesehen und waren still. Nichts war mehr deutlich zu erkennen, weder die Vertreter des Staates, noch das Volk. Alle lärmten und riefen durcheinander, traten auf die Geschenke, manche sangen auch, man sah, dass sie in großen Flaschen Wein mitgebracht hatten. Alles hatte man vom Laster heruntergerissen und auch diesen mit Geschenken zugeschüttet. Dem Fahrer gefiel das gar nicht und er fragte sich, wie er sich da wohl herausziehen solle. Er schrie die Leute an, sie sollen sich mit dem Wegtragen der Geschenke beeilen, da er es auch selbst eilig habe, doch niemand wollte mehr auf ihn hören. Man lachte ihn aus und so winkte er nur ab und schloss sich jenen an, die sich am Wein labten. Nur jene, die zuletzt

angekommen waren, gaben sich noch Mühe, unter den restlichen Geschenken etwas für sich herauszusuchen. Der Uniformierte saß fernab von der Menge und starrte stumpfsinnig auf das nunmehr völlig veränderte, mit staatlichen Geschenken überschüttete Dorf. Dann zog er das restliche Papier aus der Tasche, zerriss es in Stücke, holte weit aus und schleuderte diese in die Luft, sodass sie auseinanderflogen und auf die Dächer und Baumkronen niederfielen. Während die Papierfetzen langsam auch den Boden bedeckten, stieg der Uniformierte in den Lastwagen, der vom Fahrer bereits in Richtung Stadt gedreht worden war. Nur ein lahmer alter Mann, der offensichtlich als letzter gekommen war, sah ihnen nach. Als sie den Bergpass schon hinter sich hatten, sah der Alte auf den Boden. Nichts, außer einem LKW-Reifen Marke „Borovo“ war übrig geblieben. Der Alte nahm ihn mit.

Übersetzung ins Deutsche: Boris Perić

**BOŽIDAR PETRAČ ■ EIN KAPITEL ÜBER
STJEPAN ČUIĆ**

Stjepan Čuić hat vor allem seiner generationsbedingten Nähe – Geburtsjahr – eine gewisse Verwandtschaft mit jenen jüngeren Autoren zu verdanken, die Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in der kroatischen Literatur zu etablieren begannen und unter verschiedenen Gesichtspunkten und mit unterschiedlicher Intensität einem neuen Modell innerhalb der kroatischen Prosa Tür und Tor öffneten – dem „Phantastischen“. Die generationsbedingte Verwandtschaft, zum Teil aber auch die besondere Eifrigkeit der kroatischen Literaturkritik, die sich bemühte, Čuićs Buch „Das Stalinbild und andere Erzählungen“ – einige machten vom Terminus „neue Sensibilität“ Gebrauch – durch Beschreibungen grundlegender Elemente des erwähnten Modells zu deuten. Čuićs Erzählband – einer der seltenen, die binnen relativ kurzer Zeit zwei Ausgaben erlebten – wurde im Kontext der erwähnten Gruppe von Autoren jüngeren Jahrgangs betrachtet und beurteilt, deren Anliegen es war, die kroatische Prosa aus verschiedenen Gründen an neue Tendenzen anzupassen, andere Themen und Erzählverfahren durchzusetzen, als jene die dem bis dahin dominanten realistischen Konzept des Schreibens eigneten, sowie Erzählmuster zu inaugurieren, die das besagte poetische Konzept auf verschiedene Arten destruierten. Diese Modelle spannen einen Bogen von phantastischen „borgesschen“ Modellen, über kriminalistische Storys und eine Art Science Fiction, bis hin zu einer Prosa äußerst freizügiger erotischer Thematik. Es handelt sich also um Autoren, die intentional, existierender Themen überdrüssig, die konkrete Wirklichkeit als „Faktizität des Sozialen“ verwerfen, überbrücken oder verschweigen, sich bewusst von ihr und der von ihr vorgegebenen Themen distanzieren und dabei jeglichem Realismus und gesellschaftlicher Erkennbarkeit aus dem Weg gehen. Anfang der siebziger Jahre melden sich innerhalb der kroatischen Prosa durch meist kürzere erzählerische Formen junge Autoren zu Wort, die im Verhältnis zur Tradition eine völlig andere Stellung in der Gesellschaft und überhaupt ein anderes Verständnis der Literatur anstreben, indem sie sie von ihrer so oft gebrauchten sozialen und ideologischen Tendenziosität befreien. Diese Autoren, die größtenteils nach dem Zweiten Weltkrieg das Licht der Welt erblickt haben, wie Pavao Pavličić, Dubravko Jelačić Bužimski, Goran Kokanović, Veljko Barbieri oder Irfan Horzović,

kündigten die bereits erwähnte „neue Sensibilität“ an, was sich zunächst in einer grundlegenden Abweichung von der Verneinung oder Überbetonung der Wirklichkeit abzeichnet und sich – in gewisser Hinsicht – bedingt als Flucht vor dem Leben und seinen Fragen charakterisieren lässt. Eigentlich handelt es sich, gemäß den aktuellen Tendenzen innerhalb der zeitgenössischen europäischen und globalen Prosa, aber auch dem Schlagen einer gewissen Brücke zur kroatischen Prosa des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts, um wesentliche Fragen der Weltliteratur, beziehungsweise die Bemühungen jeder einzelnen literarischen Generation, sich nach gewissen eingebürgerten oder sogar erschöpften Themen und Verfahren neuer und andersartiger Lösungen zu bedienen. In diesem Sinne sollte doch nüchtern gesagt werden, dass sich das Auftreten Stipe Čuićs (1945) völlig in einen derartigen Lauf der Entwicklung der kroatischen Prosa einfügt. Ohne Rücksicht auf gegenseitige Ähnlichkeiten und Verwandtschaften, ideelle und sonstige Nähen zu anderen Autoren der jüngeren Generation, entwickeln sich Čuićs Erzählungen selbständig innerhalb der kroatischen literarischen Tradition als deren Modifizierung und Erweiterung, fernab jeglicher offensichtlicher oder offener Versuche ihrer Destruktion: die literarische Tradition wird, um es mit Eliot zu sagen, im Sinne ihrer Umgestaltung durch „die Einführung eines neuen Kunstwerks“ wiederbelebt. Andererseits entwickeln sich Čuićs Erzählungen in lebendigem Einklang mit den Traditionen anderer literarischer Landschaften, deren Erfahrungen Čuić nicht umgeht, sondern sie wesentlich mitbenutzt. Daher machen sich in seinen Erzählungen, neben der Nähe zu Andrićs „Der Verdammte Hof“, Selimovićs Romanen „Der Derwisch und der Tod“ und insbesondere „Die Festung“, Marinkovićs Novellen, Novaks „Die verlorene Heimat“ und „Gold, Weihrauch und Myrrhe“, auch Bulgakows Grotteske, Gogols bitterer Humor, Kafkas „realistische Fabeln“ und Orwells Endzeitstimmung bemerkbar. Čuić folgt jenem „dunklen unterirdischen Fluss“, von dem Miroslav Krleža so suggestiv gesprochen hatte, der sich von den Bogumilen über Križanić, Kranjčević und Matoš bis zur kroatischen Nachkriegsliteratur hinbewegte, stets offen gegenüber allem Neuen im europäischen und globalen literarischen Kontext. Der Lauf eines derartigen „unterirdischen Flusses“ offenbart sich im kritischen Dialog mit der zeitgenössischen Wirklichkeit, spiegelt sich in seinem Mut, sich auf die Zeit einzulassen – und sich ihr entgegenzusetzen – „über die und aus der geschrieben wird“ und macht sich mit seiner Kritik an der Gesellschaft geltend. Diese Einstellung teilt auch Čuić: er möchte das Gewissen der Gesellschaft ein, er möchte den Alltag kritisch kommentieren und sich schreibend offen mit bestimmten historischen, gesellschaftlichen und politischen Umständen auseinandersetzen. Antun Šoljan hat einmal im Zusammenhang mit der polemischen Einstellung gegenüber der Wirklichkeit in der kroatischen modernen Lyrik geschrieben:

„Von Kranjčević und Matoš bis hin zu Krležas „Balladen“ zeigt sich die kroatische Lyrik als Plejade von Dichtern, die sich mit ihren Versen in Auseinandersetzungen mit der Zeit einlassen, in die Kritik der Gesellschaft. Diese Polemik ist Teil ihres authentischen Talents, das sich in unseren rauen Gefilden entwickelt hat. Die Nachkriegslyrik, die sich so gierig an ihr nationales Erbe angelehnt hatte, erhielt von diesen eine allgemeine Einstellung, die man als *rebellischen Geist* der kroatischen Lyrik bezeichnen könnte.“ Diese allgemeine Einstellung, rebellischer Geist genannt, umging auch die Tradition der kroatischen Prosa nicht. Bemerkbar machte sie sich zunächst bei Čuić – vor allem hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der „rauen Gefilde“, was auch immer das bedeuten mag – aber auch bei vielen anderen oben genannten jungen Autoren, sowie bei jenen, die erst kommen sollten. „Die Unruhe in der Kasbah“ ist in Čuićs Fall weder Fantastik, noch ein Spiel der Fantasie, sondern eine „Disziplin der Fantasie“, durch die der Erzähler vom Hier und Jetzt erzählt. Das ist Čuićs Ausgangspunkt, während seine ersten beiden Erzählbände davon zeugen, dass sich ihr Wert nicht nur in der Kritik des Gegenwärtigen, Vergangenen und lokal Erkennbaren erschöpft – dass es sich, also, nicht um vergängliche, tagespolitische Pamphlets handelt, weshalb sie bereits „häretisch“ wären. Das Problem der Haltungen und Stellungnahmen, die ein literarisches Werk in sich enthält, ist einer der grundlegenden Stolpersteine: die Rezeption einzelner literarischer Werke wird nämlich allzu sehr vom räumlichen und zeitlichen Kontext belastet. Charakteristisch ist dies vor allem für unsere Gefilde. Die literarischen Tatsachen werden größtenteils vom Standpunkt ideologischer Tauglichkeit oder Untauglichkeit beurteilt und von diesen Positionen her als wertvoll oder wertlos beurteilt. Die „Häresie“ in Čuićs Erzählungen gehört ebenfalls zu einer Art ideologischen Bezeichnens und Etikettierens – der Begriff „Häresie“ bezieht sich größtenteils auf ihren Inhalt, da dieser der Realität gegenüber kritische Merkmale aufweist. Dies gilt auch für andere literarische Werke, zum Beispiel „Groteske Tragödien“ von Ivo Brešan. Das literarische Werk ist, um in bestimmten räumlichen Koordinaten zu leben, erkennbare Komponenten in sich zu tragen, die mit dem Raum und der Zeit seines Entstehens vergleichbar sind, zu versuchen, zur Kritik, zum Protest, zur Karikatur und zum Gewissen dieser Zeit und dieses Raumes zu werden und sich diesen Determinanten mit aller Kraft entgegenzusetzen – sie übertrifft aber sowohl Raum, als auch Zeit, sofern sie Kunst ist. Die kroatische Literatur ist allzu sehr von voreingenommener Arbitrage belastet, was oft zum Vernachlässigen, Verschweigen, ja sogar Diskqualifizieren literarischer und ästhetischer Werte führt. Und dies nur zum Schaden der Literatur. In Čuićs Fall war dies am Beispiel des Romans „Der Orden“ besonders sichtbar. Seine Erzählungen übertreffen mit Sicherheit das Jetzige, Vergangene und lokal Erkennbare, wie es

in anderen Zusammenhängen Asturias' „Der Herr Präsident“ oder Marques' Prosa tun. Eliot würde sagen: Das richtige Werk überlebt „nicht nur die Veränderungen der populären Meinung, sondern auch das völlige Verschwinden jener Probleme, die den Autor leidenschaftlich beschäftigt hatten.“ Vom Blickpunkt der heutigen Zeit betrachtet, trotz dem Aufkommen verschiedener Größen, die nicht mehr mit ästhetisch-literarischen Maßstäben gemessen werden, bleibt Stjepan Čuićs Werk, allem voran seine Bände „Das Stalinbild“ und „Dreißigjährige Erzählungen“, von unbestreitbarem Wert, obwohl in Anbetracht der gesellschaftlichen Veränderungen auch jene Probleme verschwunden sind, die ihn damals so leidenschaftlich beschäftigt haben.

Das Bestehen auf einer Abweichung von der Wirklichkeit, auf ihrer Auflösung und der Einführung von Elementen, die sich durch die „Gesetzmäßigkeiten der uns bekannten Welt“ nicht erklären lassen, das Verlassen und die Dekonstruktion eines Konzepts, das die kroatische Literatur bislang souverän bestimmte, sowie ein intentionaler Mangel an Kommunikation, das wären die Grundbestimmungen der neuen kroatischen Prosa. Es handelt sich, also, um ein Erzählen, das in dem meisten Fällen der Möglichkeit des Lesens ausweicht, hermetisch in seinen Aussagen, aufgefasst als Spiel, als Spieler, dem einzig und allein der Genuss des Spiels zukommt. Die Regeln seines Spielens schließen den Leser nicht selten aus.

In der kroatischen Literatur kam fantastische Prosa auch in früheren Epochen sporadisch vor, meist aber nur als peripheres Echo ähnlicher Vorkommnisse in anderen Literaturen. Ihre Kontinuität im Sinne von Intentionalität, die von manchen Kritikern festgestellt werden wollte, ist nicht überzeugend genug. Das Fantastische schien bei unseren Autoren, von den älteren, über die Moderne, bis hin zur Zwischenkriegsliteratur vor allem als Resultat der Lektüre von Autoren wie E. T. A. Hoffmann, Edgar Allen Poe, Bertrand oder Baudelaire auf. Zu finden ist eine derartige Fantastik bei Gjalski und Matoš, Dinko Šimunović und Janko Leskovar, in Rikard Jorgovanićs Erzählungen „Liebe auf der Bahre“ und „Stella Raiwa“. Ein interessantes Zeugnis liefert Uledriko Donadini. Anlässlich seiner Erzählung „Dunja“ schrieb er: „Es geschah zu jener Zeit, als ich noch in den Sphären der Diaboliker wie E. T. A. Hoffmann, Barbey d'Aureville, Poe oder Baudelaire lebte. Hoffmann hatte ich als ersten gelesen. Sein Herr im blauen Mantel aus *Die Elixiere des Teufels* verdiente meine volle Bewunderung. Ich genoss seine teuflische Erscheinung wie ein Gläschen Schnaps. Und was geschah? Eines Tages traf ich einen ebensolchen Satan in Zagreb (...)“ Nach Donadinis Worten zu schließen, ist die Anwesenheit des Fantastischen bei vielen kroatischen Schriftstellern verständlich: Es war die Folge ihrer Lektüre und der Kontaminierung durch die bereits erwähnten Autoren. Aber auch das sind literarische Tatsachen, die nicht vernachlässigt werden dürfen. Außerdem sind auch Čuićs

Erzählungen nicht frei von Fantastik, gestörter Kausalität und logischer Handlungsabfolge.

Über Stjepan Čuić wurde viel geschrieben. Meist waren es Besprechungen seiner Bücher, wobei sich so gut wie alle Kritiker in ihren Texten über seine unbestreitbaren Werte einig waren. Sein zweiter Band, „Das Stalinbild und andere Erzählungen“ (1971) – den ersten, „Hinter den Bergen“, veröffentlichte er als Zwanzigjähriger – konnte sich eines großen Echos erfreuen.

Džemaludin Alić hob die Frische hervor, die diese Erzählungen mit sich bringen, betonte jedoch, in dieser Prosa gäbe es „aber doch viel Bekanntes, viel Literarisiertes und vom bereits unumgänglichen Borges Übernommenes, der, so scheint es, zu geistigen Vater der jüngsten kroatischen Erzählergeneration geworden sei“. Čuić stünde aber von allen am wenigsten unter Borges‘ Einfluss und sei „unseren Gefilden, dem Leben am nächsten (...)“. Danach schien es, als wolle er Čuićs weitere erzählerische Laufbahn vorhersagen: „Mit etwas mehr Freiheit, einer größere Dosis an Satire und die Anwesenheit unmittelbarer vitaler Säfte würde diese Prosa einen anderen Weg einschlagen, eigenständiger und außerordentlicher werden.“

Predrag Protić nennt in seiner Besprechung desselben Buches Franz Kafka als Čuićs entfernten Vorfahren. Er weist auch auf Selimovićs „Der Derwisch und der Tod“ hin, sowie auf direkte Bezüge zur Prosa von Slobodan Novak: „Die alte Frau aus Novaks Roman „Gold, Weihrauch und Myrrhe“, die dauert, fault und stinkt, und ohne die nichts mehr geht, denn sie wurde zum Sinn des Lebens, hat so manche physische oder geistige Schwester in den Erzählungen Stjepan Čuićs. Genauso, wie er sich an gewisse Ströme innerhalb der kroatischen Literatur bindet, so nähert sich Čuić vor allem mit seinen Geschichten von der Macht ein wenig auch an die erneuerte kritisch-realistische Richtung der jüngeren serbischen Prosa an.“

Jozo Laušić beurteilt Čuićs zweiten Erzählband als „autochthone erzählerische Stimme“, greift aber auch auf die Problematik von Čuićs Verhältnis zur literarischen Tradition zurück. So autochthon diese Erzählungen auch seine, haben sie doch einen literarischen Vater in der Tradition, beziehungsweise in Čuićs Vorläufern, welcher Literatur sie auch immer angehört haben mochten, betont Laušić und fügt hinzu: „ (...) hatte Čuić gelernt und sich nach anderen gerichtet, so lernte er von und richtete sich nach den größten Meistern der modernen Prosa.“ Außerdem, seien in Čuićs Prosa zwei grundlegende Bestimmungen festzustellen, das Engagement und das Wunder. Engagement im Sinne eines aktiven und kritischen Verhältnisses des Autors zu „den Umständen und der Zeit, über die er schreibt, und natürlich zu den Umständen und der Zeit, aus denen er schreibt.“ Das Wunder, wiederum, im Sinne der „Einbildungskraft, die jeweiligen Umstän-

de und die jeweilige Zeit lyrisch darzustellen.“

Über „Das Stalinbild“ schreibend, konfrontiert Velimir Visković Čuićs Modell mit der klassischen realistischen Prosa, was beim Leser notwendigerweise eine andere Art von Rezeption voraussetzt. „In der klassischen ‚realistischen‘ Prosa wird der prosaische Antagonist meist in einer Figur oder einer Reihe individueller Figuren äußerlich wahrnehmbar gemacht. Hier nicht: Der Erzähler und die Figuren bezeichnen den Antagonisten, zum Beispiel, durch das Substantiv ‚Macht‘, diese aber ist ihnen nur in ihren Folgen bekannt. Ihr Wesen und ihre eigentliche Funktion bleiben unfassbar (...)“ In einem zweiten, als „Häretische Erzählungen“ betitelten Text korrigiert Visković seine Meinung über Čuićs Fantastik: „Stjepan Čuić unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von den Altersgenossen der ‚jungen Prosa‘. Dass der Wert von Čuićs Erzählungen von der Kritik sofort wahrgenommen und „Das Stalinbild“ von dieser hoch gelobt wurde, kann von der Vortrefflichkeit dieser Erzählungen zeugen (und darin hat sich die Kritik gewiss nicht geirrt), es weist aber auch darauf hin, dass diese sich doch von der Erzählungen der ‚Borges-Generation‘ unterscheiden (denn diese Kritik war den bestimmt nicht schlechten Erzählungen dieser Autoren nicht zugeneigt).“ Der Hauptunterschied zwischen Čuićs Prosa und jener der Borges-Generation solle demnach in Čuićs Haltung gesucht werden: „ (...) seinem Wunsch, bis zuletzt engagiert zu schreiben, kritische Prosa zu schreiben und das Gewissen der Gesellschaft zu sein. Čuić unterscheidet sich auch völlig von seinen übrigen Altersgenossen, die seit jeher beschuldigt wurden, sich vor den Problemen der Gesellschaft zu flüchten.“ Čuić befände sich, also, laut Visković, thematisch (das Thema seiner Erzählungen ist das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft und zur Macht) auf der Linie der realistischen Prosa, während ihn das Ausbleiben der psychologischen Ebene der Protagonisten als zweite wesentliche Charakteristik der realistischen Prosa mit verschiedenen Modellen des Fantastischen verbindet. So vereinen Čuićs Erzählungen zwei Ströme innerhalb der kroatischen Literatur, „sie sind eine Art Brücke zwischen der realistischen und der fantastischen Prosa.“ Außerdem schreibt Visković: „Da ich die Erzählungen aus Čuićs neuem Band ‚Dreißigjährige Erzählungen‘ gelesen habe, sowie Fragmente seines Romas ‚Das rote Rednerpult‘ (von dem, obwohl mehrmals angekündigt, nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob er erscheinen wird), kann ich auch etwas über Čuićs Entwicklung nach ‚Das Stalinbild‘ sagen. Einen Teil von ‚Dreißigjährige Erzählungen‘ bilden Erzählungen die zur selben Gattung wie jene in ‚Das Stalinbild‘ gehören. Die meisten aber deuten auf eine Wende hin (...) Čuić richtet seine Aufmerksamkeit auch weiterhin auf das Verhältnis zwischen dem Einzelnen, dem Volk und der Macht, dieses ist aber nicht mehr ausschließlich auf der Ebene der sozialen Verhältnisse gegeben, vielmehr sind es psychische Fakten,

die immer stärker in die Charakterisierung seiner Personen eindringen. Dadurch entsteht eine Grundlage für einen anderen Lesetypus: Der Leser identifiziert sich mit der Person, es ist nicht mehr die Identifikation mit Ideen, weshalb dem Band ‚Das Stalinbild‘ stets die Gefahr drohte, als äußerst literarisierter Lesestoff aufgenommen zu werden. Es ist nicht mehr ein Protest gegen Entfremdung und Bürokratismus in welcher Gesellschaft auch immer; durch eine Vielzahl von Details (vordem völlig reduziert) wird gezeigt, dass es sich um unsere Gesellschaft handelt.“

In einer Besprechung von „Dreißigjährige Erzählungen“ betont Tomislav Kulinčić (Dubravko Horvatić) Čuićs Abweichung von der Fantastik, weist darauf hin, dass manche seiner Erzählungen über „humoristische Merkmale verfügen und sich dabei in gewisser Hinsicht auf die russische humoristische Tradition stützen“ und kommt zum Schluss, Čuić „gingen von nichts anderem aus und schreibe über nichts anderes, als über seine Heimat, sogar, wenn seine Prosa märchenhafte Anlagen aufweist. Das wirkliche Duvno bedeutet für Čuić dasselbe, was Faulkner das fiktive Yoknapatawapha bedeutete: Den Ausgangspunkt und den Ausgang.“

Diese Überlegungen, auch wenn sie nicht alle hier angeführt werden konnten, bieten genügend Einsicht in alles, was von der Kritik über Čuićs Erzählungen gesagt wurde. Einig waren sich alle Kritiker in einem: Čuićs Erzählungen sind von unbestrittenem Wert, es gibt verschiedene Möglichkeiten, sie zu lesen und – etwas, was so vielleicht nicht gesagt wurde, sich aber doch erahnen lässt – Čuićs Erzählungen sind die Folge einer gelungenen Begegnung vom Experiment und Tradition.

In vielen Texten wird die Nähe von Čuićs Prosa zu den Werken von Franz Kafka betont. Čuićs Prosa aktualisiert auf spezifische Art und Weise Kafkas Erzählungen in der kroatischen Literatur. Sowohl auf der Ebene literarischer Verfahren, als auch auf jener inhaltlichen. Besonders bezieht sich das auf „Das Stalinbild“. Kafkas unauflösbares künstlerisches Modell erlebt seine Performance gerade in diesen Erzählungen. In seinem Text „Vergleichende Übersicht der kroatischen Prosa in den sechziger und siebziger Jahren“ macht Visković auf die Einflüsse Kafkas insbesondere auf Čuić aufmerksam: „Kafkas Texte, vor allem seine Romane, werden trotz ihrer fantastischen Elemente, ihrer gestörten Kausalität und Allegorik, sehr oft als Allegorien auf Beklemmung und Entfremdung in der zeitgenössischen bürgerlichen Welt empfunden. Es ist die häufigste Art, Kafka zu deuten, keineswegs aber die einzige. Es ist trotzdem nicht zu leugnen, dass Kafkas Romane auch einige Aspekte des sozialen Lebens umfassen (zum Beispiel, das Verhältnis des Individuums zum Mechanismus der Macht, zur Bürokratie). Diese Relationen kommen auf ähnliche Weise in Čuićs Band „Das Stalinbild“ zum

Ausdruck. Sowohl Čuić, als auch andere jüngere Autoren machen von einem weiteren Verfahren Gebrauch, das gerade in Kafkas Werken auf ideale Weise präsent ist. Kafka formt nämlich seine alogische, beklemmende und morbide Welt durch eine höchst entpersonalisierte Ausdrucksweise, wobei diese Kälte des Stils nur zusätzlich jene Beklommenheit und Emotionslosigkeit verstärkt, von denen seine Erzählungen durchtränkt sind.“

Da Visković es in seinem Text nicht darauf abgesehen hatte, Kafkas Anwesenheit in der Welt der jüngeren kroatischen Autoren, so auch jener Stjepan Čuić, näher zu erörtern und zu durchleuchten – es handelt sich mehr um Anzeichen bestimmter komparatistischer Probleme – wollen wir nun versuchen, das Verhältnis Čuić-Kafka näher zu beschreiben.

In Kafkas wird man sich schwer mit Hilfe jener erfahrungsmäßigen und logischen Gesetzmäßigkeiten zurechtfinden, die meist Türen zur Prosa des 19. Jahrhunderts öffneten. Sein Werk ist eine schwer entzifferbare Sphinx. Die Schlüssel zu Kafkas Werk sind vielfältig. Es steht jedem Kritiker frei, sich für einen von ihnen zu entscheiden. Ich nenne hier nur einige, deren Meinungen und Ansätze höchst verschieden sind. George Lukács, Max Brod, Walter Jens, Günter Anders, Garaudy Muschig, jeder von ihnen beurteilte Kafkas Werk von einem anderen Standpunkt aus. Keines dieser Urteile vermochte Kafka restlos darzustellen. So verhält es sich aber mit jedem Kunstwerk. Daher soll es nicht wundern, dass Kafkas Werke als Rätsel erscheinen, nicht nur den Kritikern, sondern auch den Autoren selbst. In diesem Falle Čuić – und zwar unter dem Horizont der kroatischen Literatur – auf wirklich einzigartige Weise.

In Kafkas Welt ist das Individuum einer ständigen und gnadenlosen Logik seltsamer Ordnungen ausgesetzt, die es selbst nicht zu begreifen imstande ist, der es sich nicht widersetzen kann, an der es aber zerbricht und von der es zermalmt wird, ohne auch nur eine Möglichkeit bekommen haben, sich darin zurechtzufinden. Die Welt „erscheint ihm als gefährliches, drohendes Rätsel, dem es auf Gedeih und Verderb ausgesetzt ist, ohne dass seine intellektuellen Kräfte ausreichen würden, es zu entziffern und sich darin zurechtzufinden“, schrieb seinerzeit Zdenko Škreb. I Čuićs Welt – auf inhaltlicher Ebene – lebt das Individuum, das kann man ruhig sagen, „in einer geheimnisvollen Welt des Grauens“, einer Welt der Entfremdung, und das erwähnte drohende Rätsel figuriert als Begriff der Macht, als Mechanismus der Gewalt. Die „Logik dieses Rätsels“ in Kafkas Werk ist einerseits unfassbar, unnormal, fantastisch, während sie andererseits – zumindest, wie sie von Kafka artikuliert wird – eigenartig und aufdringlich natürlich scheint. Kafkas Artikulation dieser Logik zwingt auch seine Helden, aber auch seine Leser, sie zu akzeptieren. Josef K. versucht, zum Beispiel, den ganzen Roman hindurch zu ergründen, warum er angeklagt sei. Im vorvorletzten Kapitel,

jenes bekannten Schlüsselteil von „Der Prozess“, betitelt „Im Dom“, gelingt es Josef K. nicht, im Gespräch mit dem Priester, im Rahmen dessen dieser ihm die Geschichte vom Mann vom Lande und dem Gesetz erzählt, eine Antwort zu finden. Nachdem ihm vom Priester gesagt wurde, er müsse nicht alles für wahr, sondern nur für notwendig halten – an seine eigene Lage denkend, meinte K. der Mann vom Lande sei betrogen gewesen – antwortete K: „Trübselige Meinung. Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht“ und beendete so das Gespräch, ohne weiter darüber nachzudenken, auch wenn es nicht „sein endgültiges Urteil“ gewesen war. Im letzten Kapitel wird die Logik, die er zu entziffern und der er auszuweichen suchte, von K. schließlich doch akzeptiert, sodass er – dem Ende zu – versucht, ihre Mechanismen zusätzlich zu beschleunigen.

Natürlich scheinen die „Prozesse“, die Čuićs Helden gemacht werden, wie auch jener des Josef K. – wenn auch aberwitzig, wie Anders es sagt – völlig normal zu sein scheint. Aber keiner dieser „Prozesse“ ist natürlich, jeder ist auferlegt worden, erdacht mit dem Ziel, den Menschen – die Person – das Individuum zu vernichten. Tadija, der Künstler aus Duvno aus Čuićs Erzählung „Die Kreuze“, versucht, im Verhältnis zur Masse, zur Macht und zur Stadt, seine Identität zu wahren, indem er Kreuze anfertigt, also, eine kreative Tat vollbringt: „Sie glitten mir einfach aus dem Kopf und über dem Meisel in den Stein. Und je besser so ein Kreuz geformt war, desto deutlicher sah er es im Feld, auf dem Berg oder einer entlegenen Landschaft stehen und in der Nacht leuchten.“ Die neuen Machthaber verboten die Kreuze: „‘Tadija gehört eingesperrt‘, verlangte Ivan Kelava, der in diesem Jahr an die Macht gewählt worden war“, sodass Tadija aus Trotz noch mehr Kreuze anfertigte, obwohl diese ihm auch niedergerissen wurden. Darin hatte die Logik der Macht dennoch gesiegt: „Vor dem Haus, wo er mit den Kreuzen angelangt war, am Zaun, unter den Blicken seiner Jäger senkten sich Tadjas Arme gleichmäßig und machten so halt, dass er nun selbst als Kreuz dastand. Er wurde immer kälter und kälter, immer bleicher und bleicher, immer härter und härter, zog sich in sich zusammen und kam dann zur Ruhe.“ In der bekannten Erzählung „Das Stalinbild“ – ohne Rücksicht auf die Transparenz politischer Dämonen und damit auch auf die Offenheit dieser Erzählung für politische Deutungen – kommt es doch eher auf den unergründlichen Konflikt zwischen den Machthabern und einer Person an, die ihre Integrität bewahren möchte. Obwohl darüber diskutiert werden könnte, ob die Machthaber – und so auch die gesichtslose Masse – nur ihren Eifer unter Beweis stellen wollen – für oder gegen Genosse Stalin und für den anderen Genossen – ist es dennoch wichtiger, was für Mechanismen sie anwenden würden, um aufzudecken, ob Ivan Ančić in seine Schrank tatsächlich das genannte Bild aufbewahrt und wenn ja, was für Folgen das für ihn haben könnte. Nach Kafkas Modell funktioniert das

Verhältnis zwischen Mensch und Macht perfekt, wenn auch alogisch, denn das versteckte Bild kann niemandem weder schaden noch nutzen. Das Ende der Erzählung, an dem die Masse das Haus stürmt und entdeckt, dass sich im Schrank nur ein belangloses Stück Papier befindet, lässt die ganze Erzählung, wie bei Kafka, grotesk und absurd erscheinen.

Sowohl bei Kafka, als auch bei Čuić, verwundern den Leser die zugleich leidenschaftliche und kalte Logik der Macht, sowie die Ohnmacht des Menschen, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Diese Verwunderung kann uns sowohl Kafkas, als auch Čuićs Welt als eine fantastische wahrnehmen lassen, die keinerlei Berührungspunkte zur unsrigen hat. Sie hat sie aber doch, „diese Welt“ – unsere Welt – „wie die jenseitige Welt“. So viel fantastische Elemente Kafkas und Čuićs Werk auch enthalten mögen, ist es doch zunächst eine Frage der Kälte und der intentionalen Neutralität oder besser gesagt vorgetäuschten Gleichgültigkeit des Autors. Und gerade diese absichtliche Kälte verleiht sowohl Kafka als auch Čuić einen vortrefflichen Ton der Feinfühligkeit, keineswegs gleichgültig dem gegenüber, was mit den Helden ihrer Werke vorgeht.

Im Konflikt mit der Macht – dem Apparat – den demokratischen Mechanismen – ist der moderne Mensch stets der Verlierer, sich dessen bewusst, dass ihm der Apparat der Macht verborgen bleibt und „nur entfremdete Verhältnisse darstellen kann“ (Anders). In seinem Buch „Kafka Pro und Contra“ schreibt Anders, Kafka als „realistischen Fabelautor“ beschreibend: „Entfremdung ist eben nicht ein Trick des Philosophen oder des Dichters Kafka, sondern eine Erscheinung der heutigen Welt – nur, dass eben die Entfremdung im alltäglichen Leben durch leere Gewohnheit zugedeckt wird. Kafka deckt durch seine Technik der Entfremdung die verdeckte Entfremdung des Alltagslebens auf – ist also wiederum Realist. Seine Entstellung stellt fest.“ In seinen Erzählungen deckt Čuić ebenso den Begriff der Macht auf und entblößt ihn, leuchtet seine Wahrheiten und Lügen aus (zum Beispiel, in der grotesken Erzählung „Die Suche“, die, völlig kalt und teilnahmslos geschrieben, die ganze Wahrheit über die absurde Logik der Macht und ihrer Ohnmacht sich als unfehlbare Macht zu behaupten aufdeckt), um den Leser zu zwingen, eine Haltung einzunehmen. Čuićs Erzählungen decken ebenfalls die verdeckte Entfremdung des Alltags auf und affirmieren zugleich seine Einstellung: die Freiheit in Bezug auf die Institution der Macht wird von einer Dampflock gezogen, während sich die Macht eine ganz besondere Art Energie zu Nutzen macht. Die Diskrepanz zwischen diesen beiden unversöhnlichen Agenzien – der Freiheit und der Macht – wie sie im Übrigen auch bei Kafka präsent ist – weist deutlich auf Čuićs Bestrebungen hin. In diesem Sinne ist Čuić einer der seltenen jüngeren nichtkonformistischen Autoren, die ohne Beschönigung und Vereinfachung an die Anatomie gewisser Verhältnisse in unserer Wirklich-

keit herangehen und versuchen, ihre kritischen Ideen literarisch zu artikulieren. So führt Čuić die kroatische Prosa zu jenen Mäandern zurück, in denen sie sich hauptsächlich bewegt hatte. Neben dem gekonnten Signalisieren von Vorkommnissen und Ereignissen unter dem Horizont der kroatischen Prosa des 20. Jahrhunderts kennzeichnete jene von Stjepan Čuić auch deren Assimilierung und Umgestaltung.

Čuić ließ seine poetische Haltung explizit in „Das Stalinbild“ erkennen und gab dabei zu wissen, dass sein literarisches Schaffen von Größen wie Gogol, Tschechow, Bulgakow oder Kafka durchdrungen ist. Durch die Gefühlsarmut seiner Texte führt Čuić Emotionen ein, so wie Kafka als realistischer Fabelschreiber durch seine Methode der Entfremdung die verdeckte Entfremdung des Alltags aufdeckt.

Der Band „Dreißigjährige Erzählungen“ (1979) bestätigt noch deutlicher die These von Čuićs Wende innerhalb der kroatischen Prosa der letzten zehn oder mehr Jahre. Die realistische Problematik kommt noch stärker zum Vorschein, die Elemente des Fantastischen sind deutlich seltener geworden – obwohl sie nicht ausbleiben – die Erzählungen sind realistischer und kehren in ihren wesentlichen Merkmalen zur kroatischen Prosatradition zurück. Duvno ist Schauplatz der meisten Erzählungen, die nun klar darauf hinweisen, dass gerade unsere Breiten Čuićs Kritik unterzogen werden. Auf der Ebene des Inhalts bleibt das Verhältnis zwischen Individuum und Macht als Hauptproblem bestehen – diesmal allerdings völlig konkretisiert. In diesem Band finden wir auch die Erzählung „Der Meister und die Ärztin“, die das Modell der erotischen Literatur ironisiert. Es scheint nämlich, als wolle er – das Schema der erotischen Erzählung geschickt parodierend, in der die wesentliche Arbitrage von den Genitalien durchgeführt wird, während ihre „Eigentümer“ bloß „Funktionen“ sind – dieser Art Prosa durch den für ihn charakteristischen Satz „Worüber erzählen wir da?“ sagen, was er von dieser Art Literatur hält. Wesentlich interessanter ist seine Wende hin zur Humoreske, wobei Čuić der russischen Tradition folgt. „Gulins Geschichte“ (nebenbei bemerkt, benutzt werden Name und Vorname des Dichters Ivan Gulin, wo wie er zuvor oft Namen von Gestalten aus Pavličićs, Kekanovićs und Horozovićs Prosa verwendet hatte) wurde auf der Ebene der Fabel mit Bezug auf Gogols „Der Mantel“ und auf der Ebene des Verfahrens auf Soschtschenko und seine kleinen Helden geschrieben. Bereits der Titel der Erzählung „Der umstrittene Nachname oder Tschechow bei den Kroaten“ geht ein tschechowscher novellistischer Zug hervor. Im Band wird Kafka beinahe zur Gänze verdrängt, was Čuić in neue Verhältnisse gegenüber der kroatischen Prosatradition stellt, aber auch gegenüber der aktuellen Prosaproduktion, vor allem bei den Autoren jüngerer und jüngster Generationen. Die Betonung liegt auf dem Realismus, der

bei der Charakterisierung von Čuićs Figuren soziale und psychologische Komponenten miteinbezieht. Auch fangen seine Erzählungen mit direkten Sätzen an, die die Neugier des Lesers sowie die unmittelbare Möglichkeit seiner Identifizierung mit dem Text, seinen Figuren und Situationen provozieren. Zum Beispiel: „Es erschrakten die neuen Machthaber vor den Spionen und Provokateuren, die – so ging das Wort um – die Stadt überfallen hatten“ (aus der Erzählung „Der See“); oder: „In den Zeiten als die erste Umgestaltung sehr auf die Nachnamen achtete“ (aus der Erzählung „Der umstrittene Nachname“); oder: „Das Jahr war 1953. Fangen wir mit ihm an, denn damals hatte Janko Kelava seinen ersten Schritt getan“ (aus der Erzählung „Das Zeichen des Janko Kelava“). Außerdem müssen die bosnische Landkarte, sowie die geistige Kartographie dieses Landes durch ihre klare Erkennbarkeit einfach die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen, manchmal auch am Rande der Provokation, des Witzes oder der Parodie.

Um es mit dem spanischen Philosophen und Kritiker Ortega y Gasset zu sagen, die Vergangenheit hat Čuićs Schaffenskraft nicht eingedämmt, im Gegenteil, ihr *oggiornamento* hat sie wesentlich bereichert. Möchte man hingegen Čuićs Erzählungen ausschließlich unter politischen Vorzeichen lesen, ist dies ohne weiteres möglich, für den Wert seiner Prosa jedoch keineswegs ausschlaggebend. Wie bereits gesagt, ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich seit den siebziger Jahren ereignet haben, sind viele durch das Ausüben von Macht verursachte Sitten, Gewohnheiten und Mentalitäten, ja sogar Urängste und Beklemmnisse geblieben. Geblieben sind daher auch die Frische und die Aktualität von Čuićs Erzählungen aus den Bänden „Das Stalinbild“ und „Dreißigjährige Erzählungen“.

Übersetzung ins Deutsche: Boris Perić

**FROM CROATIAN
CONTEMPORARY POETRY**

MARIJA PEAKIĆ MIKULJAN ■ POESÍA

CLARO ESTÁ QUE HAY MÁS PÁJAROS EN LA VENTANA
(Postoji naravno još ptica na prozoru)

En la primera mitad de la vida más que todo buscas
la manera de abrir la puerta para conquistar el edificio
en la segunda generalmente sólo miras por la ventana
con frecuencia demasiado alta
mientras tanto, ya se han cerrado todas las puertas
de manera leve e invisible como la carne herida cuando sana
pronto ni las cicatrices la van a marcar
aún, quedan pájaros en la ventana
pero ellos no quieren entrar
y tú no puedes salir
además ¿quién sabe qué pasará con la ventana?
por eso, tranquiliza el corazón que palpitando busca la salida
en los alrededores
y mira, mira

NO OLVIDES
(Ne zaboravi)

No olvides
todo lo que dices para siempre te pertenecerá
no digas nada de aquello que quieres;
controla tu odio
calma el cariño
todo lo que quisieras decir
busca tus dedos
y quieretu rostro

desea tu cuerpo para su departamento
qué madure sólo en tus ojos
esa fruta jugosa
en cuyo nombre precioso
vive la amarga raíz de la muerte
no digas nada de aquello que quieres
para siempre te pertenecerá

ES LA ÉPOCA INVERNAL
(Zimsko je doba)

Es la época invernal querido mío
ves como
se congelan y apagan las pequeñas luces
en la lejanía
nuestras señas del camino

Nos alcanzaron las palabras
ya no arden nuestros pasos de fuegos persistentes
nada nos impide que
olvidemos el nombre en este sendero fatal

Es la época invernal querido mío
¿ves cómo se congelan y apagan las pequeñas luces
en la lejanía,
nuestras señas del camino?

Nuestro destino ocurre frente a nosotros
No lograremos mirarlo a la cara
pisando así solitaria y tímidamente
con fatiga recibiremos la escena de las consecuencias

Es la época invernal querido mío
¿ves cómo se congelan y apagan las pequeñas luces
en la lejanía,
nuestras señales del camino?

Detengámonos; esperemos, querido,
el suceso, con palabras mansas en forma de monstruos
y cuando nos laman con su aliento helado
guardemos una sonrisa suave
para esta sorda época invernal

AQUEL AMOR
(Ona ljubav)

Aquel amor que es mi amor
no logra alcanzarlo
me invita hacia sí
por el camino cada vez más solitario

Y como de todo conocido secreto
que sueña fuera mi deseo,
todo huye delante de él
como llama hambrienta

Cada palabra se cierra
a su piedra, agua y a su pájaro
y el mundo, que, asustado por algo, huye de mi amor
parece cada vez más silencioso

Aquel amor que es el amor mío
no logra alcanzarlo
me deja el deseo
en la llama hambrienta

Y NO LO REPITAS MÁS
(I ne ponavljaj to više)

Son extraños, extraños los ligeros dedos del viento
que en tu cara florecen sonrosados
Cierra los ojos y observa;
verás, como desde la lejanía viene
una figura de repente conocida

Luego abre los ojos
déjala ir
y no lo repitas más
y no lo repitas más

HUBO TALES MOMENTOS
(Bilo je takvih trenutaka)

Hubo tales momentos
Cuando tuve que decir lo que quería
Aunque sabía que eso no era bueno
Ni para mí ni para aquel que escucha
Pero tanta gente quería saber
Qué pienso, qué deseo, qué quiero
Que, cuando decidí hablar,
Sin duda afirmaba sus expectativas
Buenos días cómo está te amo claro que te amo

Hubo tales momentos
Los hubo tantos mi querido Dios
Cada uno quiso algo de mí
Cada uno recibió algo de mí
Pero tanta gente errada guarda
Mis más bellas palabras
Aunque eso no es bueno ni para mí ni para ellos
Y todos se preocupan tanto
De los momentos erróneos; de los ajenos, de los suyos

Dios mío querido como si en realidad se tratara de la vida
Como si en realidad pueda pensar; querer desear
Buenos días cómo está y claro que te amo

Pero buenos días, días agradables, días de amor
Todavía brillan en mi alma aturdida y muda
A veces apenas brillan de dentro de los ojos
Y preguntan a alguien: cómo estás cómo te trata la vida amor mío
El hombre sin falta, según las expectativas,
Pasa a través de mi silencio iluminado

Y se va como si no se tratase de la vida
Parte sin palabras
Como si nada hubiese querido, como si nada hubiese deseado
Como si nada hubiese dicho
Como si este momento no hubiese existido

ME FUI
(Otišla sam)

Me fui con mi querido a la montaña
Era primavera
Nosotros dos nos acostamos en el altiplano
en un claro del pico de la montaña
Bajo los ojos del mismo Dios
Abajo en la profundidad morían las ciudades
Y mi querido ya había muerto abajo
Y yo también
Ahora descansábamos de nuestras vidas pasadas
De todos los que nos deseaban muertos
Me fui con mi querido a la montaña
Era primavera
Nosotros dos nos acostamos en el altiplano
en un claro del pico de la montaña
Bajo los ojos del mismo Dios
Nos besábamos constantemente

Temiendo que uno de nosotros no empezase a hablar
Tanto quisimos sobrevivir nuestra muerte

MI PRIMER LIBRO
(Moja prva knjiga)

Mi primer libro ahora es más blando
Sus hojas ya no son rígidas
Sus bordes no cortan
Mi libro perdió su aspereza
Sus hojas se pusieron amarillas
Ya nada es tan maravillosamente claro
Negro blanco
El color de los años destruye
Su grafismo militante
Mi primer libro ahora es más blando
Cuántas palabras en él se detuvieron
Las miro como renuncian
Delante de mis ojos
Mientras después de tantos años leo mi primer libro
De él gotean palabras agotadas
Que indecisas tiritan en el aire
Delante de la ventana abierta
Mi primer libro es ahora algo
Que se tendría que aprender leer
Pues hasta cuando todas sus palabras renunciasesen

El lector no debería
Frente a la blancura
Frente a la negrura
Frente a la ventana

ELIJAMOS NUESTRA TIERRA

(Izaberimo svoju zemlju)

Elijamos nuestra tierra gente mía
Pues ya tanto sabemos de ella
Ya somos tantos
Hay tantos países en el mundo
Elijamos nuestra tierra gente mía
Pues ya cada vez menos sabemos de ella
Cada vez tenemos menos tiempo
Cada vez hay menos gente nuestra
Cada vez hay menos países en el mundo
Pues quién de ustedes gente mía
Acepta no elegir
Entre tanto que existe y no existe

MIENTRAS ESTÁS EN LA PLAZA AL MEDIODÍA

(Dok stojiš na trgu)

Están calladas tres calles
tres naves que sueñan la navegación
y las tripulaciones en ellas callan
soñando con la comida
especies de las islas lejanas
Es mediodía
callan tres calles
tres naves que sueñan la navegación

Mientras estás parado en la plaza al mediodía
y callas
al lado tuyo se tuerce
el puño desesperado de la fuente del agua

Es mediodía
el sol se sentó en la cima de la fuente del agua
y tiembla junto con las casas

Mientras estás parado en la plaza y callas
él se va
por los caminos dorados de las islas celestiales

Tú entras a tu casa
al largo barco silencioso

CENA PARA DOS
(Večera u dvoje)

Mientras un ciudadano cenaba
En la pantalla pasaban las noticias
El ciudadano comía una salchicha con huevos fritos
Entonces le mostraron el fusilamiento
De un rebelde desconocido de
Alguna de las numerosas guerras
Mientras inclinaba la cabeza tomando una copa de vino
Todo terminó
Mataron al muchacho
Apenas inspiró el humo del cigarrillo
El soldado asesino fue presentado en plano grande
Y el ciudadano casi se ahoga al verlo
Por la vecindad de la mesa y la tele
Le pareció estar sentado con él
Cenando

PINTORES EN DUBROVNIK
(Slikari u Dubrovniku)

No le pueden nada
Nada de él
Caminan

Miran
Toman bebidas fuertes
Verde, amarillo azul
Y pescados
En acuarelas de vino
Desde los manteles
Cierran los ojos
Y luego de repente se van
A sus ciudades
Para pintar
De memoria

SI HOY NOS
(Da nas danas)

así que seguimos inventando la patria:
ella cantaba de nuestras canciones
ella lloraba de nuestras tumbas
ella se marchitaba en nuestros libros
ella se evaporaba en fantasías
ella se escondía en el pan
ella chillaba goteando del cuchillo

así que seguimos inventando la patria:
para que nos cante
para que nos lllore
para que nos marchite
para que nos evapore
para que nos esconda
para que nos grite
para que nos gotee del cuchillo

así que seguimos inventando la patria:
que ha inventadoLa canción
La tumba

El libro
La fantasía
El pan
El cuchillo

para nos (nosotros) hoy

DE NADA
(Ni o čemu)

Quiero escribir esto
DE NADA
Y apuntar la fecha
5 de octubre de 1974
Y agregar: en Zagreb
En mi departamento por la mañana
En mente sana y de
Buen humor
Dedicado:
A los vivos y a los muertos
Que sean capaces de
Leer mi mejor poema
Y todavía agregar:
Sus siglos
Fechas exactas ciudades o viviendas
Época de vida
La opinión sobre la salud
Sin falta en mente sana
Estado de ánimo
Sus vivos y muertos
Pero sobre todo aquello DE NADA
Porque eso es común a todos
Eso nunca quiso escapar
De nuestros mejores poemas
Quiero escribir eso:
DE NADA

En honor de un tema
Con el que no sé qué hacer
Y que piensa, piensa, piensa qué haría conmigo

De la colección *Pájaros en la ventana* / Ptice na prozoru

Traducción: Željka Lovrenčić

Marija Peakić-Mikuljan (Drenovci, Županja, 1943) es activista cultural, correctora de estilo, redactora y escritora. Se graduó en literatura y filosofía en la Facultad de Filosofía y Letras en Zagreb. Escribe poemas, prosa (cuentos, novelas cortas, guiones cinematográficos, cuentos cortos) y dramas (de televisión y de radio) así como obras para los niños.

A comienzos del año 1985 fue elegida como presidenta de la Sociedad de Escritores Croatas; es la primera mujer con este cargo en la historia de esta Asociación. A finales de 1988 regresa al trabajo editorial en función de directora de la casa editorial *Nakladni zavod Matice hrvatske* (Instituto Editorial de la Matrix Croatica). En el 1995 empieza a trabajar en la Televisión Croata como asistente del director de programa, luego como editora del Programa artístico y por fin como editora general del Programa cultural– artístico.

Ha publicado diez libros. Ha recibido varios premios. Sus obras han sido traducidas en varias lenguas. (Ž.L.)

TOMISLAV MARIJAN BILOSNIĆ ■ DOCE POEMAS

ODISEO IMAGINA AL CABALLO

(Odisej smišlja konja)

Odiseo sigue la nube
el viento en forma de cono
la sombra sobre Troya
Cuando el sol sale
la sombra abre la puerta de
Troya hecha de piedra
y nuestros barcos de madera
serán famosos hasta el final
Odiseo imagina el caballo
manteniendo su alma para sí,
el fuego con costillas de sol
En el ensangrentado pedestal de piedra
Odiseo sigue el mar
las mareas altas y bajas de la ciudad
capilares del árbol cuya garganta lo espera
En el caballo de madera
regresará Helena

TROYA

(Troja)

Los ojos de Troya están en el centro del mundo
En recipiente del cielo estrellado
abiertos como extrañada boca

como el alma de un inmortal

El reloj de Sol

aquí no da sombra ni en verano ni en invierno

el mediodía coincide con la posición de la estrella de la medianoche

en ella la sangre del rey y de la reina

todas tres guerras

desgraciadamente iniciadas

Veo Troya

invulnerable piedra de ilustración

El cuerpo de la ciudad rodeada es una elipse

con un túnel hacia la profundidad de la tierra

a la mujer que se parece a la lejanía

al paso de luz a través de las cuñas de la ciudad

En la sombra, el germen del trigo como una triple persona,

la tierra dormida, el mar y el cielo

la ciudad empieza y termina el tiempo

sobreviviendo el cuento

tomado de las formas geométricas

En Troya vive el mito y cuando se retira

a los rincones, al dolor eterno, la sed

por la fuerza, luz y conocimiento,

fuego en el que se forja un triángulo

un escudo de hojas de trébol

triple pared

del abismo acuático apoyado a la pared de sol

Veo a Troya, la piedra

de la que los cuervos despegan

picoteando la panza del mar

PLEGARIA A ATENAS
(Molitva Ateni)

Heme aquí, virgen y yo como tu hermano
levanto un altar de nieve y oro
indocto en la lengua
indocto en la forja
ofrezco sacrificios de libación
verano vestido de copos
pasteles en forma de víbora
Qué la serpiente proteja también a Telémaco
a él y a sus manzanas
Llega la luz y tú despiertas
como un pájaro en el nido
saltas del vértice de tu padre
del cráneo del mundo
bisecado con el hacha

Sin secretos en todos los colores
sencilla y no accesible
como toda mujer amada,
protégeme a Telémaco, hija
para que no tema ni del Cielo
ni de la Tierra
mientras, feliz, gritas a la eternidad

Protégelo mientras con tu lanza separas las nubes
en las cuales pasan los años

Pues, diosa, en el Mar Egeo,
En el Mar Jónico
en el Mar de Kvarner¹,
a mi fuerza ya nada significa la abundancia
a mi equipo militar lo agarró la herrumbre
la historia se cambia en nosotros mismo
como la distancia
está conquistado solamente aquello que está encarcelado en el corazón

¹ Kvarner – la partenorteña del Mar Adriático (N. de la T.).

Cuida a Telémaco mientras su voz es todavía suave
como la hierba primaveral
como aurora en los jardines de Arcadia
qué en cada palabra suya
se derrame la miel
de las colmenas
y qué así hable de mí

AFRODITA

Al ver a Afrodita, el trueno en sombra ciega se transforma;
perdió la boca, perdió sus miembros
en la resina sus dientes se disolvieron
al gozo
a espuma
Y revive la estatua de piedra llena de deseos
en el lecho de mi amor acostando
con cazadores y ruiseñores
con las rosas de las que saltan leones pelirrojos
panteras negras en la Vía Láctea
Nos rocían con leche
con agua femenina que concada gota
dividirá la Luna.

LEJOS DE OLIMPO (Daleko od Olimpa)

Dicen que no hay alegría en mi travesía
y, a ti Penélope, no menciono,
ni en el momento cuando el vino me tapa los ojos
ni entonces cuando las ninfas cantan en mis labios
ni cuando vivo como los dioses
Como si pudiera existir el olvido

como si desde Olimpo no se vieran
de la misma manera las islas y los barcos
cada hilo tejido de tu suspiro
Presionado por el viaje sin fin
lejos de las cimas proféticas
jardines de cristal y palacios
golpeado por el mar como por las piedras de la montaña
por fauces de tempestades
que asechan mis debilidades
pienso de Ítaca
de ti entre los animales santos
mientras les preparas trampas

A mis palabras llega el filo
el lazo de dolor
las nieblas violáceas
No me regañes mientras navego con la mirada dirigida
a las entrañas del barco
No me conocen aquellos que me rodean
pero conocen mi arma;
tengo que cuidarlo para que no le alcancen

HELENA

Mujer que perdieron los que la amaban
cometa como huevo pintado en el cielo vespertino
con mechones como el viento entre los pinos
Mujer cruel y egoísta;
sus pretendientes siguen sus pasos
Y Odiseo cortejaba a Helena
para guardar el dolor impasible
Esto es todo lo que se sabe de Menelao
de sus ojos que ven la noche
mientras se teje la conversación sobre los traidores
de todos aquellos que querían secuestrarla
encadenaron las víboras alrededor de su mesa

maldita a pesar del amor
¿puede traicionar, aunque amaba?
Siguiendo los ojos inmóviles de París
noches y noches en sus brazos
preparada para que en un momento
ocurra todo aquello que tenía que ocurrir de una vez

APOLO
(Apolon)

Véngame vengador
véngame tirador Apolo
libérame de los recuerdos de los guerreros
mis pensamientos regresan a la casa
caídos como hojas de vid en mi viñedo
Cuando corres rápido por el cielo en tu carruaje brillante
¿ves el redil de ovejas de Penélope?
¿ves entre ellas al carnero?
¿Qué pasa con los pastores
y qué con las fieras que los atacan?
En nombre de la bóveda del Sol
quita las algas del fondo de mi barco
golpea como un rayo a los mástiles
en mi corazón ya no hay miedo
desde que pienso en las leyes
en las paredes del templo
y en ti sentado en su ombligo
Véngame, haz más amplia mi libertad
dedica los hilos del alma de mi familia
sana las heridas
de las que bebimos sangre en un sorbo
Navegue siete círculos por siete mares
alrededor de siete islas
te llamé siete veces
encarcelado detrás de siete puertas
Libérame de la cueva

del ojo negro del cuervo
véngame en el corazón del tigre
en las hierbas de los escitas
libérame del vagar que dura y dura
libérame del ruido que hacen los ratones bajo la cubierta
Devuélveme a la casa sin paredes
devuélveme al sol
que puedo alcanzar con la mano
en la ventana de mi dormitorio

AQUILES
(Ahilej)

La lucha de Aquiles es eterna
no puede evitarla la pena por Patroclo
Cuando oyó que empezaba la nueva vida
ya muchos estaban muertos
En vano lo esconde la niñez

la espada es la aguja de su reloj

ella se acerca sin misericordia a los moribundos
La madre de su caballo es un mineral celestial
ella sabe qué bendición es ver y no olvidar
En la hoguera funeraria cuatro yeguas
las yeguas van a empujar la persistente oscuridad
llevarán a Patroclo al paraíso
al otro lado del recuerdo
La yegua y la mujer y el pájaro imitan los truenos
el ataque de Aquiles a Troya
la lucha que alegra su cuerpo
Héctor molerá en harina el pan de Príamo
en su escudo le forjará el destino
su talón del que la madre lo sostenía
la tristeza humana como el único punto vulnerable
Se enreda entre los hilos de su padre
eterno como la lucha humana por la inmortalidad

NAUSÍCAA
(Nausikaja)

Desnudo nadé hasta ella
y ella, joven,
como si no estuviera
Delante de ella desnudo como el destino
como la esperanza
libre de toda duda
y ella parece una diosa
una gran estrella inmóvil
en la lejanía
Desnudo entre el agua y la tierra
desnudo en el lecho descompuesto del alba
desnudo en la isla
y ella en la ropa blanca
infeliz
por no haberla perdido
Desnudo como el vagar
y ella quisiera que fuera su marido
en público y en secreto
La desnudez la desarrolla como una vela
y nos escoge un bosque estrellado
sabiendo que me iba a perder
Desnuda me trajo delante su padre
desnuda me ofreció sentarme en la casa
para salvarme del desierto
para arrancar Ítaca
de mi desnudo corazón

EL REGRESO COTIDIANO AL PAÍS NATAL
(Svakodnevno vraćanje u zavičaj)

En los valles bordados cuando la noche se estremece
en las piedras de mis recuerdos suspiro como si ya no estuvieras
en las cuevas que siguen el musgo

el sufrimiento de la piedra aprieta mi cuerpo
Los corderos cada día por este camino regresan a su país natal
y detrás de ellos van los exiliados y nosotros
a un paso ante el umbral nos detuvimos
El umbral rueda hacia la playa
transformándose en el canto rodado de un naufragio
Se repite el recuerdo de la casa
de todo aquello que traté de evitar
Sin arrepentimiento bajo entre las ruinas
entre los peñascos llenos de granados
La lejana casa de la infancia
cubre la puesta de la luna
El suelo de piedra, desnudo como una hoja de salvia, brilla
en el espejo de tu cara, en la luna desnuda

TELÉMACO CUBIERTO CON EL VELLÓN
(Telemah ovčjim runom pokriven)

De su casa
él desalojará todo lo que entró en ella
después del padre
El padre ha ceñido
con la espada
la isla de Ítaca
como si se tratara
de un lecho en alto
Telémaco vela
protegido con su vellón
sus ojos ven el mar
el camino
por el cual
viene
su padre

PENÉLOPE ESCUCHA A LOS CANTORES

(Penelopa sluša pjevače)

Penélope escucha a los cantores y teme los enigmas del tiempo
escucha cada palabra
dotada de oído para todos los ruidos de la casa solitaria

Desde el cuarto de arriba oyó su canción divina
ella corre en abundancia como aguamiel y cae en la tierra
a todos aquellos que toman la jarra

Ah, vendrá aquel que calla mientras los demás cantan
él es el único que sabe la canción divina
su garganta se parece al arco iris en el cielo
puede responder con la canción que alegra a Dios
Mientras él canta al lado del fuego apagado
qué se callen junto al viento borracho que les sirve
Mientras él canta la ceniza regresa al mar grisáceo;
qué callen, qué no hablen del poder y de las luchas
Porque sin superación la tristeza me ha conquistado el alma

Penélope escucha a los cantores;
para descansar de la lana y de la arcilla
en la canción distinguió la voz de aquel que la devuelve
que invoca las llaves secretas

Selección del libro *Odisej* (Odiseo). Zadar: 3000 godina Za dar, 2013.

Traducción: Željka Lovrenčić

Tomislav Marijan Bilosnić (Zemunik, 1947) es escritor, poeta, autor de documentales, periodista y fotógrafo. En la Facultad de Filosofía y Letras de Zadar estudió filología croata e historia del arte. Es autor de más de cien libros de prosa, poesía, críticas, folletos y documentales de viaje. Sus obras, que recibieron varios premios, han sido traducidas a varios idiomas (italiano, alemán, francés, español, albanés, rumano, polaco y japonés, entre otros), y se han incluido en diferentes panoramas literarios, antologías, léxicos y programas escolares. Fue redactor en periódicos, revistas, bibliotecas y columnas. Ha colaborado en la radio y en la televisión, así como en buen número de periódicos y diarios croatas: *Vjesnik* (Noticiero), *Večernjilist* (Periódico Vespertino), *Slobodna Dalmacija* (La Dalmacia Libre), *Novilist* (Periódico Nuevo), *Glas Istre* (La Voz de Istria)... Tienen publicados más de mil artículos, reportajes, comentarios, escritos y documentales de viaje. Durante la Guerra por la Patria Bilosnić tuvo el cargo de comandante de la Línea independiente, formada por los artistas croatas (1991/92). Como artista tiene más de setenta exposiciones individuales en las técnicas de monotipia, óleos, pasteles, dibujos y fotografías. Es miembro de varias asociaciones; entre ellas de la Sociedad de Escritores Croatas, donde fue miembro de la Junta Directiva y presidente de la sucursal de SEC de Zadar. (Ž.L.).

**SŒUR MARIE DU SACRÉ CŒUR / ANKA
PETRIČEVIĆ ■ JE SAIS QUE TU M'AIMES À JAMAIS**

Accompagne-moi

Accompagne-moi sur mon
chemin de douleur
car je chancelle,
car je tombe.

Et il n'y a personne
pour m'aider,
pour me relever,
pour que je ne gémisses plus.

Accompagne-moi, car la nuit
approche
et le soleil derrière les nuages
se noie,

et les derniers Angélus,
comme d'éclatantes harpes,
sur la terre fatiguée
sonnent.

Accompagne-moi, ne sois pas
comme un étranger qui loin de moi
passe.

Oui, avec Toi toute la nuit je veux
veiller,
avec toi
atteindre l'Infini.

Aie pitié de nous

Toi qui est plénitude de grâce,
aie pitié de nous.

Que de Ton

Cœur transpercé
coulent des torrents
de Ton Sang très Saint
sur mon cœur,

pour qu'ils me lavent,
me purifient
me transfigurent, me sanctifient,
car avec Toi je célèbre
le Festin de l'amour.

Mais comment le puis-je maintenant,
alors que je ne cesse de blesser
Ton cœur ?

Mais comme dans la nature
les branches sèches
au printemps fleurissent
et sentent bon,
de même mon âme
peut revivre grâce à Toi,
elle qui sous son fardeau
expirait.

Et il reviendra,
le jour –

tout entier par ton amour

illuminé.

Tu as arrêté...

Tu as arrêté mon temps
et moi je te regarde
avec les yeux craintifs
d'une biche,
que tu as amenée depuis longtemps
à ta Source.

Et elle entend le gazouillis
des eaux
et elle étanche sa soif
tranquille et protégée
devant la meute du chasseur.

Oh comme je suis joyeuse
et paisible,
puisque tu es en moi.

Viens

Viens, car le soir déjà tombe,
et le soleil lentement se noie
derrière de lointains rivages,
et je sens que tu vas venir.

Sans Toi les étoiles
ne brilleront pas,
sans Toi je ne pourrai
voir la nuit tomber.

Mon âme est lasse,
elle s'affaisse,
comme une fleur referme
ses pétales.

Mais quand Toi, tu reviendras,
elle se réveillera
à Ton contact,
à Ton amour.

Viens, et ne me laisse pas
toute seule,
car la nuit est proche.

et sans Toi les étoiles
ne brilleront pas,
et je ne pourrai pas
voir l'aube se lever.

Dirige mon regard
vers Toi,
que ma pupille voie
Ton éclat...

Et mes ténèbres se dissiperont
Car tu sais

que tu es mon Paradis.

J'ai bien du mal

J'ai bien du mal à penser
à la mort,
mais il le faut bien,
car les jours passent vite,
comme un cascade tombant du rocher
qui se précipite
dans les profondeurs.

Et mon esprit
pour ne pas s'affliger

s'envole comme un aigle
dans les espaces sans fin –
 vers les hauteurs-
pour être libre
 et pour atteindre
 le Paradis.

Et quand je mourrai
 je veux qu'on m'enterre
 dans Ton Sanctuaire
pour que mon corps
même dans la mort
 soit avec Toi,
 tandis que mon âme
s'immergera
 dans Ton étreinte.

Ton cœur m'attend

Ton cœur m'attend
 bien patiemment
 et doucement
 m'appelle à Lui.

Bien des soucis
 me gênent, me font mal,
 comme cette blessure
 que je Te cause.

Guéris-les tous,
 car tu les connais tous,
 tu veux que mon cœur soit
 comme une source vive.

Et je sais que je n'ai
 rien d'autre que Toi,

cherchant Ton murmure,
cette *étreinte* pure.

Ne me laisse pas
Te quitter jamais,
Car Tu es l'Amour,
le seul bien pour moi...
Pour Toi seul je veux
vivre – mourir,
car mon cœur
est tout à Toi.

Serre-moi...

Serre-moi
contre Ton cœur
et ne me laisse jamais
m'en éloigner.

Et je serai avec Toi
les nuits et les jours
et ma joie
n'aura pas de fin.

Et chaque fois je veux
t'apporter
un bouquet de violettes
au parfum pur,

Toi tu souriras
comme jadis ma mère,
et tu me récompenseras
d'un regard rapide.

Le trésor du cœur
que je tiens caché

à Toi, mon Amour,
je veux le donner ;

près de Toi veiller
le jour et la nuit ;
Telle l'étoile scintillante
pour Toi scintiller.

N'aie pas peur

N'aie pas peur... !
me murmure la douce voix
de Ton cœur...

Par elle Tu effaces
toutes mes peines et mes détresses,
et moi je crois en Toi...

Et dans Ton amour
je trouve mon salut.

Fais-moi...

Fais-moi humble
et bonne,
car mille misères
me submergent
comme les flots de l'océan
noient une roche sans défense.

Et elle gémit encore longtemps
tandis que les mouettes blanches
tournoient au-dessus d'elle,

comme si elle avait été

cruellement blessée
par un tranchant pointu.

J'ai toujours su...

J'ai toujours su que tu étais,
Toi, le crucifié,
mon unique fidèle amour,
dans les moments de tentation
tu le démontres.

Et je vois devant moi
la voie sanglante
du Golgotha

et c'est à moi
que tu la montres.

Je sais

Je sais que tu ne m'as pas rejetée,
ô mon seul Amour,
et que tu me fais une place
sur tes saintes ailes,
et que je suis Ton
otage bien aimée,
que Tu me permettras pas que me blesse
la folie maudite.

Je sais que Tu m'aimes à jamais,
ô mon seul Amour,
Et que tu me serres
contre la blessure de ton Cœur,
désirant que je sois
pour toujours à Toi.

Et Tu es tout le bonheur
de ma vie entière.

Je sens ta présence

Je sens Ta présence
comme le bruit de l'océan
qui submerge une roche
de son étreinte.

Et il la caresse,
et il l'embrasse
en lui murmurant
sans trêve
des mots d'amour.

Mais quand le bruit se retire,
on voit étinceler
et briller sur la roche
les larmes qu'elle verse,
pleines d'un mystérieux
éclat.

Et elle voudrait qu'à nouveau
le bruit l'enveloppe
et la caresse,
et qu'encore longtemps, longtemps,
il lui parle tout doucement

de l'amour du Paradis.

Traduction (août 2016): Paul Garde

ESAD JOGIĆ ■ AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

MEINE MUTTER

Am Ende des Tages, die Bütte auf dem Rücken,
geht sie zur Wasserquelle, meine Mutter.
Ihren Weg säumt die Trockenmauer
unseres Schicksals und vaterloser Kindheit.

Der Frühling, an sie gewöhnt,
umarmt sie mit Laub und Blüten,
hüllt sie in weißen Schleier
im Vergessen entlaufener Hochzeit.

Vögel und Schmetterlinge landen auf ihrer Brust,
trinken Nektar aus müden Handflächen,
lauschen den Schreien der Kinder,
aufkreischend in ihrem Auge.

Unterwegs flattert Zwitschern
aus Nestern herab
und küsst ihre verschwitzte Stirne:
Besingt das Schicksal einer Frau...

Gemeinsam singend
über Hoffnung und Angst,
Blumen spannen welke Regenschirme auf:
Blätter werden zu bunten Vögeln.

Aus der Bütte ergießt sich Durst,
zerfurcht ihr leidendes Antlitz.
Perlend lächelt die Quelle,

Trost ins rote Brot unserer Bissen.
Mutters Gesicht in Spiegel
über den Brunnen geneigt,
darinnen das Wasser so klar.
Wie die Tränen meines ermordeten Vaters.

An der Schwelle wehmütig lächelnd,
badet sie im Trog uns und kämmt,
ihre liebe, nackte Schar,
und wäscht uns in hoffendem Frühling.

In den leidenden Händen
und Falten, in Mutters Gesicht,
wie die Tränen meines verschollenen Vaters,
müssen wir karg überwintern...!

HOLZFÄLLER

Mit wütenden Bissen tanzt
die Axt des Holzfällers im Walde.

Erschrocken schweigen die Stämme.

Nur ein leichtes Zittern
der Spitzen der Himmelskronen.

Die zu den Wolken beten.

Davonlaufen würden sie
auf sichere Lichtung,

Angst aber hält ihre Wurzeln fest.

Während sie ihre letzte
Photosynthese ausatmen.

Im Gebet verschwindet sie Sonne.

Wenn die müden Holzfäller
ihre Äxte zum Schlafen bringen.

Im Todestanz

zittert nur noch
ihr totes Laubwerk.

In Träumen vom neuen Frühling!

MEINE FERNEN KRANICHE

Finster ist es mir
In dieser
Weißen Welt.

Ich Träume
Oder bin ich Vogel
Verwundet im Flug.

Traurig
Meine Kraniche
Fliegen nicht gen Süden.

Ich sieche
Oder zahle dem Schicksal
Eine unbekannte Schuld zurück.

FREMDE TRÄUME

Lange geübt, werde ich niemandem
verraten, wie man in fremde
Träume sich einschleicht.

Nur einiges
ist zu lernen und zu behalten:
Eine Falte des Schweigens braucht dein Gesicht!
Gibt es sie nicht, mach sie dir selbst,
wie einer Frau ein Kind...
Wo immer du willst, nur gib Acht!

Im Traum jener, deren Träume du träumst
darf man sie nicht sehen!

In dieser Spalte
muss Wasser aufwärts fließen.
Die See mündet in den Fluss.
Der Mond sinkt verliebt zur Erde hinab,
zum geheimen Ort, wo nur
Verliebte ihn sehen:

Wenn die Sonne die Sterne bittet,
lautloser Schwarm zu sein von
Paradiesvögeln mit flammenden Flügeln.

Vögel in fremden Träumen
fliegen auf dem Rücken, im
Traumspiegel Fische zählen...
Ernähren sich von Samen,
der sich vor der Erde flüchtet
und von milder Feuchtigkeit träumt.
Der die Feuchtigkeit nicht zu Ende Träumt
wird wachsen in die Erde,
zu schlafen in Mutters Adern.

Froh, der sie zu Ende geträumt,
wird wachsen drei Tage und Nächte,

zum Anfang des Vogelhimmels.
Zum Flug der Vögel, die
sterngleich lautlos fliegen,
in Scharen, auf Rücken,
um na nicht jenen zu wecken,
in dessen Träumen du träumst ...

Besuchst du den Traum einer Frau,
pflanz Rosen in ihre Warzen
damit die Brüste nach Sternen duften.
Ist es ein Mann,
pflanz Rosen in seine Ohren
damit er hört, wie die Sternenliebe
dröhnt, wie die
Flut des Mondes, küssend
unschuldiges Meer...

Wenn man in fremden Träumen träumt,
braucht man nicht früh aufzustehen!
Du erkennst sie nicht, die Zeit
und die fremde Liebe:
dir unbekannte Gefilde
und jene, die vor dir da waren
und fremde Träume träumten...

Fremde Liebe verwirrt dich.
In dir irren unbekannte rote
ewige Gezeiten,
aus denen du nicht mehr zurückkehrst!
Du denkst so ungeboren,
auf dieser weißen Welt
gäbe es keine Liebe: nicht in deinen,
nicht in fremden, nicht in Träumen
im Wachen!

Kehrst je du aus der Falte des Schweigens zurück, in der
du Segel spannen und fremden Wind zu Ende träumen kannst,
blas dann den Wind zu dir,
damit er dich, wie ein verlorenes Boot,

nicht we trägt, wohin du nicht willst,
übers Wasser, zu den gefährlichen
Fischen, die älter sind als das Ei
aus dem die Vögel schlüpfen,
die auf dem Rücken fliegen.

Denn sie wissen es, sie waren
in ihren Träumen, in der Zukunft
haben sie fliegen gelernt und hüten das Geheimnis.
So fangen sie achtlose Vögel,
zerren sie unters Wasser und
verwandeln ihre Flügel in Flossen,
schieben sie später
Raubvögeln unter,
die Unglücklichen zu jagen.

Um sie später auszuspeien,
wie Vogelgesang,
nicht wissend, sie jagen ihre Vorfahren:
Denn sie haben sich geirrt in fremden Träumen,
Vergangenheit träumend, statt
fremde Zukunft.

Deshalb bleibt sie ihnen unverständlich,
die Muttersprache im Wachen,
und träumen in fremder Zunge,
die sie nicht verstehen.
Deshalb fliegen sie auf dem Rücken
und zählen die Fische im Spiegel. Sterne,
verwandelt in Vögel!

DIE ÄHRE

Der Acker blieb leer,
die Mäher ruhen.

Verstummt sind die Stimmen.
Im Stoppelfeld duftende spuren
roter Brüste einer benutzten Frau.

Im dampfenden Acker,
vorm Blitzen der Sichel
bebt eine alleingelassene Ähre.

Was blieb sie allein auf dem Acker?
Zu warten auf nachtschwere Wolken
dem Duft des slawonischen Donners.
Die Mäher feiern die Ernte,
die Ähre wankt im Alleinsein!

DIE ALTE RUINE

Auf der Lichtung träumt
die alte Kirchenruine.
Aus ihrem Fundament schluchzt ein Gebet.

Schön ist sie, denn sie ist die Meinige.
Über ihre Gott! Wie das Licht
des Lebens, das sie umkreist.

Aus ihrem Busen ragen
steinerne Mauern der verwundeten Kirche,
mit der Aureole Seines Geistes.

Gewaschen mit etwas, das man nicht sieht.
Taub für die Zeiten, die zu ihren Füßen
ihren steinernen Schlaf schlafen.

So schweigen sie ewig,
dass man meine, es gäbe sie nicht.
Auch wenn sie nichts halten und zu nichts nützen,
im Froste zittern und mit Hitze sich krönen,
ein Rosenkranz in schwieliger Hand,
als würden sie ihr Schicksal träumen.

So nutzlos noch flüstern sie von Zeiten,
Dem Erbauer menschlichen Ruhms:
Aus der Zeit des Entstehens!
Aus der Zeit des Bestehens!
Aus der Zeit, deren immer weniger wird!
Dies Zeitlose ist der Geist
des Gebets unserer Atome:
Es ist Zeit für mich, endlich zusammenzutreffen
mit all meiner Materie,
dem Molekül des Glaubens,
das in der Ruine träumt...
Mich in der Ruine endlich selbst zu finden...

KÖRPER UND GEIST

Mein Körper ist ein Theater,
in dem ernste Dramen
gespielt werden.

In dem geweint wird
und gelacht, während
man Tragikomödien spielt.

Als Bewohner der Bühne,
die er aufbaut und zerstört.
ist mein Körper Untermieter
in seiner eigenen Seele.

Nach der Vorstellung,
wenn der Vorhang fällt,
als Damm vor dem Publikum,
im Theater, auf der Bühne,
auf dem Podium, dem Unterschlupf der Seele,
wird der Körper zur Nahrung.

Im Theater unter der Erde,
in dem sich Würmer, dies Publikum der Finsternis,
von Bissen meines Schicksals ernähren...

DER ACKER

Auf dem Acker taumelt
eine überreife Sonnenblume.

Mit gelbem Reifekranz
auf dem Haupt,
dreht sich nach
dem Schicksal der Sonne.

Es neigt sich auf dem Acker
eine schwangere Ähre,
wartet, dass der Blitz
der Sichel sie fortträgt.

Zur Wassermühle hinab.

Auf der Wiese bebt ein Löwenzahn,
wartete auf den Wind, davonzutragen
sein Haupt in eins
fernes Geburtenhaus
Gelber Blumen.

DER STUMME KRIEGER

Auf meinen Wimpern
Funkeln Glocken

Ich bin ein stummer Krieger
Der auf einer Pferdebrust
Aus Staub
Schwebt

Unter der Schale des Schicksals
Schäle ich Wörter

Als übriggebliebenes
Soldatenklagelied
Und singe mein
Durstiges Schicksal.

EISKALT SCHWEIGT DER ALTE OFEN

Wir haben kein Holz. Es blieb im Wald.
Die Uhr schlägt die Zeit des Mangels.
Großvater stößt Hoffnung aus leerer Pfeife,
ohne Rauch. Pfeift ins Dunkel
des eisigen Zimmers und verflucht das Feuer.

Großmutter mit schwarzem Kopftuch,
einem Lächeln und Sorgen, ihr ganzes Leben
lang liebt sie und ehrt diesen Schweigsamen Alten.

Vergeblich wütet der Wind auf der Straße,
kein Rauch kommt aus dem tauben, eisigen Ofen,
um mit ihm zu spielen und Freude zu haben.

So reden meine lieben
Großeltern in ihrem Schweigen.

Sie leben ruhig und aufrichtig,
in hartem bäuerlichem Glauben and Gott.
Während das Holz im Wald
auf ihre ohnmächtigen Arme wartet...

DAS BILD

An der Wand ein Bild, gemalt in Öl.
Auf dem Tisch, im Apfelkorb,
das Gelübde meiner Mutter.

Mutter öffnet das Fenster. Ein erster Luftzug,
damit die Orangenblüte an den Farben riechen kann.

Durchs Fenster, auf Schwingen aus Licht,
fliegt an der Frühlingmorgen.

Die Trauben des Bildes wollen reifen,
im Gurren verliebter Turteltauben.
Den Schnabel voll Noten, singt der Vogel des Bildes
Melodien roten Zinnobers.

Das neckische, nackende Piepsen der Kinder
will mitspielen auf der Leinwand.

Lebendig gewordenes Bild,
gemalt in meiner Kindheit
von der Hand meines Vaters,
der im Krieg verschwand ...

(Übersetzung ins Deutsche: Boris Perić)

Esad Jogić, geboren am 11. Mai 1941 in Prijedor als eines von neun Kindern einer armen Familie. Sein Vater war Eisenbahner, seine Mutter Bäuerin. In Zagreb besuchte er die Höhere Schule für Graphik. 1984 schloss er sein Studium an der Graphischen Fakultät ab und wurde erster Diplomingenieur für Graphik in Bosnien-Herzegowina. Er arbeitete an verschiedenen Projekten der Einrichtung und Reorganisierung von Druckereien, sowie der Einführung von ISO-Standards. Er war Direktor in mehreren kroatischen Unternehmen, sowie Redakteur an der Volkshochschule. Arbeitete an der Vorbereitung und Anfertigung erster kroatischer Ausweise und Banknoten (Reisepässe, Kroatischer Dinar und Kuna), sowie einer Reihe von topographischen Dokumenten für die kroatische Armee. Er redigierte auch zahlreiche monographische Ausgaben. In Zusammenarbeit mit dem Staatsinspektorat war er Redakteur des Buches „Zeitgenössische Trends des Drogenmissbrauchs“ von Dubravko Klarić. In Zusammenarbeit mit dem Verteidigungsministerium und international anerkannten Militärwissenschaftlern betreute er das groß angelegte Projekt „Massenvernichtungswaffen“. Esad Jogić ist Mitglied des Kroatischen Schriftstellerverbands, sowie der Kulturvereinigungen „Matica hrvatska“ und „Jutro poezije“. Seine Werke veröffentlichte er in zahlreichen Zeitschriften und literarischen Magazinen (Republika, Večernji list, Hrvatsko slovo, Književna revija, Glas Koncila, Hrvatska književna revija „Marulić“, Behar, Most-The Bridge). Er wurde in verschiedene Fremdsprachen übersetzt und in literarische Anthologien und Enzyklopädien aufgenommen. Lebt und arbeitet in Zagreb.

DARKO PERO PERNJAK ■ DIEZ POEMAS

A SUS PIES ESTÁ EL ARROYO
(U podnožju je potok)

Los trabajadores de carreteras en uniforme del color amarillo están sentados bajo la parada del autobús
empujan a la boca un sándwich de un cuarto de pan, lamen la tapa del yogur;
freno
abandono el asfalto leproso y la línea llena y blanca
giro a la pradera, cuesta abajo, a la ladera suave y tierna
a sus pies está el arroyo;
coronado de sauces
se extiende hasta el puente y más allá.

Soñaba los viajes por vastedades inmensas, por los mundos no descubiertos
sobre el salto del peñasco de color turquesa, sobre la llegada hasta la línea del
horizonte;
soñaba que era el caballero de la mesa redonda.

Saqué la responsabilidad fiscal, la espada a obligaciones acordadas, a la inflación de los gastos caseros,
el exceder del límite y el vecino con su carrera exitosa;
la vida en rojo.

Tiraría la piedrecita a poca profundidad, mandarí al saltamontes de la hoja de arce a un viaje inesperado, hasta desviaría mi coche
si hubiera tenido tiempo.

AH, ME PONGO MUY AMARILLO

(Eh, previše žutim)

Desde el séptimo piso el auto atentado depende
de los vientos tormentosos de noroeste
de más de doscientos por hora
en el límite de cuarenta sobre la cebra
muchachas segadas en el camino a la escuela
nos reúne como a hormigas
olfateados por la anomalía del espacio
nos interesa como depondrá
el contenedor inclinado de las fauces del camión de la basura

¡Más! ¡Más!

el espíritu codicioso festeja
tiemblo delante del ojo de la cerradura
el último menú de la mujer condenada a muerte en el estado federal de Georgia
petrificadas huellas de extraterrestres – en la
lava del ayer nuevo volcán de Polinesia
quien se inclinó de espaldas delante de quién –
en el estudio científico-popular sobre las costumbres populares de la televisión
quito a mano la aplicación del omnipotente androide
tengo que enterarme quién es el hombre más rico del mundo – y
el pronóstico del tiempo en Polinesia.

¿Qué hay de nuevo? ¿Qué hay de nuevo?

Son las nuevas psicosis.

Ah, me pongo muy
amarillo.

OLOR A LECHE
(Miris mlijeka)

Los filetes se cultivan en invernaderos
las hamburguesas se amasan en las imprentas,
con micelios crecen las pechugas de pollo
se conservan las calorías cuidadosamente contadas
de acuerdo a los estándares higiénicos más altos
la realidad se reemplaza
desaparece todo
lo que tiene olor a
leche recién ordeñada.

ESA SENSACIÓN
(Taj osjećaj)

Olvido
me encuentro en calles desconocidas
agito las manos mientras hablo, sé los
cuentos viejos
con frecuencia presumo
declaro que no oigo bien de cerca ni veo bien de lejos
me estoy aislando y estoy muy triste a causa de la soledad
grito porque la percha está cargada de abrigos
me enloquecen los trenes que tardan, aunque no viajo en ellos.

Esa sensación,
los restos del sentido común me corrijan
es sólo una transformación más.

EL PUNTO B

(Točka B)

Me cansa la poética
de los meandros del río
la masa inmensa de las crestas oceánicas
los perfiles nebulosos del horizonte inasequible
del rosado- amarilloso de los botones de las rosas
de las caricias del sol de los cristales nevosos, de la niebla desgarrada
de los momentos del haiku
mientras me quiebro en la línea temporal

cargado con habilidad de supervivencia, me arrastro
no llego hasta el punto B

ACIERTO DE LA GOLONDRINA

(Pogodak lastavice)

Casi me acierta la golondrina
la sigo hasta el número siete
huele a lluvia
la oigo en el corazón de la sombra del nogal
canta
gorjea y luego rechina
mientras la otra, admirándola, vuela alrededor de ella,
en el patio la hierba es alta y la faz de madera del granero
con una constelación de margaritas y el baile orgulloso de los iris;
abajo se encuentra el poste ennegrecido del porche
¿Oigo quizás el mugido de la Colorada?
Siento los bigotes de la leche caliente,
la tibia mano de la abuela en mi frente
y el pastel de amapola en mis dientes.

No me separo del número siete, aunque va a llover.
Me quedo sin aire, la golondrina me golpeó,
se inclinó el letrero *se vende*
y el último hogar antiguo desaparecerá de la calle.

OLOR A LOS NEUMÁTICOS DEL COCHE
(Miris autoguma)

Los patios pavimentados con cemento
las carreteras derramadas a los bordillos
los paneles de acero inoxidable
en los ascensores de los hospitales
rejās inoxidables en las ventanas de los baños pūblicos
roce de muebles plastificados
jumbo carteles y monitores informativos
pantallas digitales actuales
el sabor a cartones exprimidos
y el olor a neumáticos en las manos:

¿se puede llamar terruño?

LO QUE MEJOR QUE SÉ
(Najbolje što znam)

Me persigue el refrán matutino
'es eso lo que sabes mejor'
pregunta o respuesta
no estoy de humor ni para lo uno ni para lo otro
le respondo al radio despertador.
Entro al día con rutina mecánica
pero de la mano se me caen las tuercas
me tropiezo en lo plano
aunque todo es igual, cada movimiento está programado,
la cinta móvil no espera a nadie
hace mucho que no estoy en la lista de bonificación
no me alegro,
tengo miedo
de quedarme sin camino bajo los pies.

A través de las alas abiertas del Idiota
aburrido miro fijamente el
césped cortado

inmóvil, paralizado, medio muerto, momificado
me pregunto
¿es esto lo que mejor sé?

HORIZONTES VIOLÁCEOS
(Ljubičasti horizonti)

La nube violácea se niveló con el horizonte
la cinta solar penetra de occidente
me da en la pupila
estoy parpadeando
flotan los recuerdos estados agregados
desarticulados

mientras abandonamos la atmósfera rasgada por el sonido
mi hijo y yo nos golpeamos
con los cascos de astronautas
brindamos el primer vuelo común a la Luna
mi abuelo conducía la bicicleta negra
“Partisano especial”
una verruga sobre la ceja izquierda
con entusiasmo mira la inmensidad de las olas del mar
le cumplí su último deseo

el mal tiempo retumbaba sobre la llanura
el destello lechoso provoca quemaduras de frío en el corazón
me convencí en el agujero del ratón
de repente rodó el submarino por la suavidad de Podravina*
revivieron las siluetas de los mamuts jorobados. Del eclipse
las fauces del Panonisaurio** emergen de las profundidades del mar.

Los hombres-lobos están en la carretera
las hadas sobre los campos de colza;
de la línea blanca a interrupciones resucitan: el conejo blanco, los anteojos, el bastón, el

* Panonia – antigua región de la Europa Central, limitada al norte por el río Danubio (N. de la T.).

** Podravina – región cerca del río Drava (N. de la T.).

sombrero de copa, el libro sabio
no hay buenas noticias de Lilibutania
cambio el curso de la navegación
la nube violácea se niveló con el horizonte
un rayo de sol ilumina mi camino
ve a casa, elijo sin fin, la máquina se resiste
hasta que no me tranquiliza la voz femenina a sangre fría de una aplicación segura
'Tiempo de viaje hasta su destino – cincuenta y siete minutos.'

ME TORTURAN LOS SIMBOLISMOS

(Muče me simbolike)

... a veces, así, en los días corrientes
con las mangas vacías
me abraza la nostalgia
y me hundo
a través del velo
se abre un pasaje
a una dimensión paralela
las palabras en las orbitas de los significados
moléculas lentas de la razón
expuesta a los relámpagos
de repente lo sé y sigo mirando
entusiasmado, al mundo reparto nuevos símbolos
me levanto del fondo
pero pronto pierdo la esperanza
me apuñala
demasiado profundo

..... a veces, así, en los días corrientes
me torturan los simbolismos
así que de los espacios eliminados huyo sin cabeza.

Traducción: Željka Lovrenčić

Darko Pernjak nació en 1967 en Koprivnica donde hoy en día vive y escribe. De profesión es ingeniero de geotécnica. Tuvo su primer empleo en una agencia para concertar matrimonios y ahora trabaja como comerciante de vinos. El interés por la literatura y la creación artística son su constante desde los días escolares. Publica libros desde el 1996 y a menudo usa su apodo de juventud, Pero. En su creación artística por largo tiempo escribió formas prosaicas clásicas. Recientemente empezó con nuevas expresiones, así que ahora escribe también para los niños y empezó a escribir poesía. Es miembro de la Sociedad de Escritores Croatas y de la Sociedad de Escritores Croatas para la Infancia y la Juventud. Además de escribir, es activo participante de la vida cultural pública. Es promotor y organizador de numerosos proyectos y manifestaciones literarias en Podravina. Como redactor, aparece en una serie de libros y revistas literarias. Ya en su primer libro la escritora Božena Loborec lo caracteriza como autor que *ignora la fábula tradicional, se apoya en sus sentimientos e impresiones y está creando un tipo de diario íntimo*. Además, los críticos lo definen como *desmitificador de la realidad* y destacan que está hundido en un *contexto literario decididamente realístico* y que con sus obras siempre trata de hacer un *comentariodistópico, irónico y satírico del mundo en que vivimos*. Mientras tanto, el autor de sí mismo suele decir que solamente anota lo que ve a su alrededor. (Ž. L.).

**FROM CROATIAN
CONTEMPORARY PROSE**

BOŽIDAR PROSENJAK ■ EL CABALLO SALVAJE

En los campos

Al comienzo viví en los campos, praderas amplias y abiertas. Me llamaban El caballo salvaje. Allá, donde los vientos se chocan pecho a pecho se extendía mi sitio bajo el sol. En los arroyos y manantiales saciaba mi sed y en las arboledas mis silencios y mis relinchos.

Mientras fui pequeño, me revolcaba en la hierba, corría y daba mordiscos con el resto de los potros. Alrededor de nosotros por todos lados crecían suficientes plantas para comer hasta hartarnos.

Si a veces los caballos adultos me echaban de lado y en realidad tenía muchísima hambre, casi siempre cerca de mí encontraba a mi madre con su leche. Entonces rápidamente me acercaba a ella y a las mil maravillas; alegre chupaba mi alimento. Todo surgía a mí alrededor. Persistentemente clavaba mi hocico debajo de sus lomos y ¡pedía mi derecho de tomar más y más!

La ley

Naturalmente, no pueden ni imaginar mi sorpresa en el momento cuando por primera vez oí que existía algo llamado Ley que vale desde el comienzo del mundo, según la que se desarrolla la vida de todos los caballos y que respetan hasta aquellos más fuertes y más sabios. – Eso no vale para mí – sacudí mi cabeza. – “¿Qué Ley? ¡Esos cuantos no valen ni un bledo! ¡Para mí lo más importante es mi libertad!”

La ley, por ejemplo, ordena que los caballos adultos ya no mamen.

– ¿Qué estupidez es esa? – me enojé –. ¿Por qué? ¿Por qué renunciar a tal delicia sólo por alguna Ley?

En mi ceguera ni siquiera noté que a mi madre le dolía mi comportamiento y que por mí se avergonzaba delante de nuestra manada. Porque, todos mis contemporáneos habían dejado de mamar hace ya mucho tiempo y yo todavía

atacaba. Ella se defendía y resistía. Su corazón grande y cálido no podía resistir mis ataques. Yo era su favorito, su alegría, su debilidad y muchas veces me aprovechaba de eso. La molestaba y la forzaba hasta que al final dejara de resistirse. Entonces se escondía detrás de algún arbusto ocultándose de los demás caballos, me permitía mamar cuanto quería.

Soñaba que iba a ser un héroe, alguien quien demolerá la Ley. Por eso, un día soleado, delante de todos los caballos, abiertamente me acerqué a mi madre. Sin tomar en cuenta su asombro, muy seguro de mí mismo, bajé la cabeza debajo de su panza, pero en este momento sentí un golpe fuerte.

“¡Seguramente le caí mal a un potro nervioso! – paso por mí cabeza. Bajé la cola y el pescuezo tratando de meterme lo más posible debajo de la panza de mi madre, donde siempre en ocasiones parecidas encontraba un refugio seguro. Pero, tan sólo sentí una patada más fuerte.

Fuera de sí, me esforzaba en toda forma para meterme bajo la panza de mi madre. Lamentablemente, una vez más ella no lo entendió. Y de nuevo – un golpe.

Un casco duro como una piedra, me cayó encima por tercera vez. Me tropecé y caí de rodillas. Mi corazón empezó a gemir de dolor. No, ya no había ninguna duda. Me golpeó ella, mi madre. Pensé que la luz en el cielo se iba a apagar, no a causa de golpe sino a causa de mi tristeza.

¡Hasta el fin de mi vida ya no te pediré mamar! – juré con los dientes apretados.

El padre

Ya desde hace mucho tiempo sentía como desde un rincón me observaba un potro enorme. La manada decía que era hasta más fuerte que el mismo jefe. Eso se veía en las gruesas capas de músculos que marcaban su piel. Temblé tan sólo de su mirada en la sombra que hacía este gigante.

¡Hola, pequeño! – se dirigió a mí. – Ven acá para verte más de cerca.

En toda mi vida no había hablado con ningún potro. De esas bestias violentas nosotros los pequeños solamente podíamos recibir palizas. Por eso estábamos al lado de las yeguas.

Yo soy tu padre –dijo.

– ¿Mi padre? – resplandecí como el brezal bajo la luz de la luna. – ¿Entonces, tú me vas a dar la ubre?

Eso es cosa de las madres – respondió severamente.

¿Y los padres, a qué sirven ellos?

Los padres tienen otra tarea. Vine a enseñártela....

Pero, yo ya lo sé todo.

Todavía no sabes cómo pelear.

¿Qué?

Hace poco te ví como huías delante de uno de tus compañeros.

Aquel “oreja grande” es el doble que yo – me rebelé.

Hiciste bien.

– ¿Bien? – abrí la boca extrañado porque delante de mí estaba uno de los luchadores más grande de la manada, y él no podía ser un cobarde.

La huida también es permitida si es parte del ataque.

– Pero...

-Ves, todo depende del objetivo por el cual estás luchando. La lucha no es objetivo por sí misma, ella es solamente el camino para que se llegue a la meta establecida. Allá donde no hay objetivo, tampoco hay lucha; en ese caso es sólo una pelea. Solamente un tonto pelea por nada. El caballo que no tiene una meta corre al vacío como si fuera un ciego. ¿Has visto alguna vez a un caballo ciego como vaga hasta que no encuentra su muerte? Cuando en tu camino se te atraviese un ciego, con él no hay que empezar a luchar, es suficiente hacerte a un lado; él encontrará su ruina y sin ti. Para ti es más prudente guardar la fuerza para alguna otra ocasión. Toda lucha empieza mucho antes de su verdadero comienzo. La lucha empieza con el primer bocado de hierba, porque, ante todo, tienes que conquistarla a ella. ¡Y tú todavía buscas la leche materna! ¿Has visto alguna vez a los luchadores mamando? No, porque la leche es blanda. La fuerza está en la pradera abierta y tú la puedes buscar solamente allá. Ella se encuentra en el viento, en el sol y en las nubes. Ellos son tus primeros oponentes. Primero lucha con ellos y cuando los superes entenderás que la lucha no nace en tus músculos o tus cascos. Ella nace en tu mente. Por eso, sal valientemente entre los caballos y ante todo aprende a perder porque en cada momento tienes que saber qué es lo que se siente y para que esta listo aquel que pierde. No te preocupessi piensen que eres débil, torpe o ingenuo. También en la batalla perdida puedes ser campeón si has logrado tu objetivo, si aprendiste por lo menos un arte marcial y luego te retiraste... Hijo mío, la victoria en la que no has visto tu derrota, no es victoria. Cuidate de ella como si se tratara de veneno porque la victoria en la cual has superado solamente a tu opositor, pero no a ti mismo, es tu derrota. Tu verdadero opositor eres tú mismo. La única verdadera victoria ocurre en tu corazón. Y cuidado, nunca vayas dos veces por la misma huella. Cuando te ocurre algo malo, recuerda bien la razón de ello y no repitas de nuevo el mismo error.

– ¿Tú eres fuerte? – parpadeaba.

Sonrió.

– ¿Cuánto, en realidad cuánto eres fuerte?

Lo suficiente.

¿Eres el más fuerte en la manada?

Sonrió de nuevo.

¿Cómo lo sabes?

Eso me dice cada brizna de hierba que muerdo. Eso puedes tú también. Cuando te vayas de aquí, escucha lo que te dice tu bocado de hierba. Pregúntale cómo eres de fuerte. Él te lo dirá seguramente.

¡Eso no es verdad! – salté –. Si fueras el más fuerte tú serías jefe de la manada.

Es demasiado temprano para que lo entiendas, eres pequeño todavía.

Aunque soy pequeño, sin embargo, algo sé.

Mira, mira, y ¿qué es lo que sabes?

– Oí... se dice en los alrededores que el jefe de la manada teme de ti y que quiere quitarte la cabeza. Quiere matarte. ¿De verdad podrías superarlo?

– Sí, pero no lo quiero.

– ¿Por qué? Pero, ¿por qué?

– Porque así lo dice la Ley. En ese caso yo tendría que ser el jefe de la manada. Resplandecí como si el sol me hubiera iluminado. Eso me gustó.

¡Pero, yo no lo quiero! – agregó tranquilamente. – Ese no es mi objetivo.

– ¿No quieres? – decaí y confundido alcé la mirada. „Si lograra animarlo, si pudiera convencerlo, ¡nosotros dos cambiaríamos el mundo! ¡Qué vida daríamos a los caballos! “

– ¡Tú tienes que ser jefe de la manada! – temblé hasta el fondo de mi alma. – ¿Por qué soportas a este jefe, por qué lo escuchas? Él es malo. Todos dicen que es muy perverso. Quiere salir de ti. Él siente que es más débil y quiere deshacerse de ti sin luchar. Por eso te manda justamente a ti en las luchas más peligrosas. ¡Todos lo ven menos tú!

– Hijo, lo que caballo piensa que más le conviene en realidad es lo que más daño le hace.

– Pero, tú... me ensoberbecía tratando de persuadirlo y al final me deshice delante de la mirada decidida de mi padre.

– Mi pequeño potro – dijo – si algo me pasa alguna vez, el viejo Blanco te estará cerca. Dirígete a él.

– El Blanco? ¡No lo quiero a él, te quiero a ti!

– Escúchalo, a él le puedes creer. – Y entonces mi padre se alejó a paso pesado.

Desde entonces pasábamos muchos días juntos. Él tratando persistentemente de que recordara sus palabras, y yo animándolo en vano para que fuera el jefe de la manada.

Una noche los lobos atacaron la manada. Ella se lanzó de repente. Todos los

caballos empezaron a huir y el jefe de la manada envió a mi padre a que los devuelva y detenga la persecución de los lobos. Cuando lleguemos a sitio seguro, oí que las fieras lo habían matado.

Mientras la luna en algún lugar en la naturaleza le ofrecía homenaje a sus huesos, los caballos en nuestra manada susurraban:

– Fue un gran luchador...Rechazó ser jefe de la manada. No tuvo el corazón de enviar otros allá donde se derramaba sangre por nuestra existencia. Prefirió sacrificarse a sí mismo. Increíble, ¿entiendes?

Suspiré con tristeza. Mi corazón me dijo que yo quería a mi padre. Temblando me tiré al suelo, con el cuerpo doblado en forma de arco y con mi hocico, todavía pequeño, tristemente puesto sobre mis cascos. La hierba vespertina estaba cubierta de gotas aperladas.

Contra la Ley

Decepcionado con la Ley que me quitó a mi padre y por la cual me peleé con mi madre, bajé la cabeza y ya no me acercaba a nadie desde la salida hasta la puesta del sol. Justamente por el despecho con la Ley que determinaba que cada caballo salvaje tenía que vivir en manadas, decidí quedarme solo.

El sol y las estrellas se cambiaban y yo vagaba y me movía por los pastos desafiando al mundo y buscando mi propio camino. Estaba convencido de que solamente los débiles y cobardes vivían en manadas y que yo era diferente.

Desencantado con el género caballuno, me encabritaba y corría al galope hasta las últimas fuerzas. Por fin, sudado completamente, me temblaba hasta el último músculo. No veía ni oía nada a mí alrededor. Se me murieron hasta los instintos.

De repente frente a mí apareció una bestia sedienta de sangre. Nos miramos a los ojos, el cazador y la víctima. Temblé, el pelo se me erizó de miedo.

El asesino nervioso golpeaba con su pesada y gruesa cola por el suelo.

Empezó la lucha. Defendía aquel aliento que en la garganta significa vida. La bestia iba a mí alrededor cambiando de repente de dirección. Yo daba vueltas y saltaba en las patas posteriores golpeando fuertemente con los cascos delanteros, pero ella hábilmente me esquivaba. No sé de dónde sacaba tanta astucia. Fingía que no quería mi sangre, que sólo jugaba conmigo. Pero, sus afiladas garras se extendían y juntaban amenazantes, y sus colmillos brillaban peligrosamente. Sin embargo, lo que más me asustaba era su mirada helada sin compasión.

Provocándome con movimientos cada vez más violentos, con saltos y giros cada vez más rápidos, la bestia sacaba de mi cuerpo la última reserva de fuerza.

Mi resistencia se debilitó y el criminal me rondaba con paciencia interminable y acechaba la ocasión para el arreglo final de las cuentas.

De repente, a nuestra cercanía se oyó relinchar. La bestia enojada, se volteó. El relincho se repitió. Sentí un aliento nuevo, una nueva esperanza, calor.

Me busca; ¡mi madre, sin embargo, me quiere! – me turbé.

Rápido como un relámpago, el animal sediento de sangre voló con toda su fuerza. Corría velozmente hacia mi madre zigzagueando y aún desde lejos le cortaba la huida. A saltos fuertes apretaba y extendía su columna vertebral ágil como una víbora venenosa voladora.

Pero mi madre tampoco era ingenua. Ya corría al galope, lejana e inalcanzable, y detrás de ella flameaba su cola levantada en alto.

La bestia se volteó.

Entendí. Fue mi única posibilidad de salvación, pero ¿qué tipo de salvación? ¡En las cuatro patas! Salté y empecé a correr con toda mi fuerza. Me llevaban las alas del sol y no los cascos.

Cuando se dio cuenta que su presa escapa, el asesino soltó un grito horroroso. De este grito a todo ser viviente se le paró la sangre en las venas.

De nuevo en la manada

Aunque fui rebelde, me recibieron de nuevo en lamanada. Les fueron suficientes los gritos que habían oído para entender lo que me había pasado. Me daban gopecitos con el hocico, por la espalda y por la crin. Lo entendieron todo. Sabía que estaba en territorio seguro y que de nuevo les pertenezco.

Esta vez la lección fue muy efectiva. ¿Cómo no iba a serla? Faltó poco para que pagara con mi cabeza. La Ley, sin embargo, existía. Decidí conocerla mejor.

Empecé cuidadosamente a observar el comportamiento de la manada. Mi curiosidad crecía día a día:

¿Cómo se huele enemigo? ¿Dónde está la comida? ¿Dónde el bebedero? ¿Cómo se educan los potros? ¿Cómo se doman los desobedientes? ¿Quién da la señal para correr al galope? ¿Quién elige los pastos? ¿Quién lleva lamanada? ¿Quién obedece? ¿Quién manda? ¿Quién determina la Ley de la vida en los campos?

Sin embargo, entre más abría los ojos, algo en mí se agitaba más fuerte; una rebelión, una nueva resistencia. Sobre todo, cuando veía a los machos fuertes como maltrataban una jaca débil, algún potro o yegua. Por pura maldad a menudo enturbiaban el agua en el bebedero. Mordían y perseguían a cada desdichado si con

su casco tocase solamente la hierba que ellos habían destinado para sí mismos. Todo en mí bullía y hervía.

– ¿Cómo es posible que eso también sea Ley? ¡Eso es injusto! ¿Quién hizo tal Ley?

– Esa es La Ley del más fuerte – me enseñó en voz baja el viejo Blanco bajando su cabeza cerca a la mía. – ¡Los fuertes determinan La ley!

Sus palabras mucho tiempo rodaron por mi cabeza.

Al mismo tiempo mi fuerza crecía. La recibía de la hierba y lo verde, de la lluvia y lo azul, del sol y de la luna. La sacaba del agua y del aire. No caballos, mis rivales eran los vientos y no pude tranquilizarme hasta el momento en el que los superé, hasta el momento cuando empezaron a soplar detrás de mis espaldas y yo los golpeaba con la cola por las narices.

¿Quién sabe cómo y cuándo?, pero, un día fui consciente de que estaba listo. Parecía que de las ventanas de mi nariz iba a salir humo con sólo mirar a alguien severamente. Mis músculos y mi voluntad empezaron a ser fuertes como si fueran hechos de pedernal. Ya no vagaba por el mundo sin rumbo. El mundo venía a encontrarse conmigo.

Bajé la cabeza y tranquilamente mordí mi matorral. Dejaba a la tierra que gobernara sobre la tierra, a la lluvia que gobernara sobre la lluvia, al viento que gobierne sobre el viento, y yo me gobernaba a mí mismo. La fuerza estaba en mí. Me sentía como una enorme nube de tempestad que se desliza sin embargo aparentemente calmada y perezosa, pero cada momento de ella puede salir un trueno y centellear un relámpago.

Jefe de la manada

La manada se trasladaba a otra pradera. Varios días pateamos por el desierto. Nuestros hocicos estaban cubiertos de polvo. Respirábamos como a través de una hoja transparente. La sed nos entró bajo la piel. Los más débiles ya empezaban a tropezar. De repente, por toda la manada pasó la voz:

¡Agua!

Como en delirio, nos lanzamos hacia el bebedor. Se precipitaron los jóvenes y los viejos. Los caballos se volvieron locos por la terrible sed. Se hizo un nudo, se levantaban en las patas traseras, miraban a través de las cabezas ajenas y daban vueltas. Nadie conseguía llegar hasta el agua. Nerviosismo y polvo. Todo en el mismo cráter.

¿Qué se atascó? – pregunté a la yegua más cercana.

– Los potros, aquellos más fuertes y el jefe dela manada, cerraron el acceso al pozo. Tenemos que esperar que ellos sacien su sed.

Seguí adelante entre algunos caballos y vi los jefes delamanada como chapotean en lo bajito, salpican alrededor suyo y despacito sorbían. Mientras que lamanada en la orilla moría de sed.

Entré al agua entre ellos, contra La Ley. Solamente se miraron. El jefe delamanada, macizo como una peña, me agarró la oreja con los dientes como si fuera un niño.

De un golpe único en mí empezaron a hablar todos aquellos relámpagos y truenos, borrascas y vientos que tan persistentemente recogía. El potro cayó. Vi la sorpresa en sus ojos. Quiso devolverme el golpe con un movimiento rápido, pero todo su esfuerzo se redujo solamente a impotente dar vueltas. Sabía que se le iba a quitar la gana por la lucha en cuanto se diera cuenta que por mi golpe durante mucho tiempo se le iban a doblar las rodillas.

Di la vuelta. La manada empezó a bajar hacia el bebedor. Miré a los otros potros, pero ninguno de los ex tiranos mostraban intenciones de contradecirme. Además, la vieja Ley ya caía al agua. Ahora era vigente la nueva.

¡Qué cambio fue eso! Un sinnúmero de gargantas empezó a relinchar de alegría: libertad. Mi sueño se hizo verdad. Estaba convencido de que mí Ley por fin traería la justicia para todos.

Sin embargo, mi desengaño crecía con el tiempo. Aunque hice todo lo que sabía y podía, haciendo todo lo que dependía de mí, un gusano de duda ya profundizaba el camino a mis entrañas. Comprendí que nadie pude complacerlos a todos. Algunos pensaban que mi Ley era demasiado leve, otros, al contrario, que era demasiado estricta.

A mi alrededor se movían potros adúladores. Andaban tras mi cola, estaban atentos a todos mis deseos. Me convencían de que yo era el caballo más fuerte y más sabio que han visto en su vida. Afirmaban que me pertenecía el derecho a la parte más bella del pasto, me daban ventaja en el bebedero. Al mismo tiempo a mi espalda corrían voces de que no tenía sentido para la broma y que era peligroso como la hierba venenosa.

Alrededor de mí se juntaban las yeguas jóvenes. Se bamboleaban y me dirigían miradas llenas de amor. Me decían que les gustaba mucho y que solamente soñaban conmigo.

Y yo quería una Ley honesta. No me interesaba nada más.

Pero, ya todo iba a revés. Mientras yo protegía a los débiles, ellos me odiaban temiendo que sus rivales, después, cuando yo no estuviese en su cercanía, se vengarían de los más fuertes. Los fuertes me odiaban considerando que les quitaba

el derecho natural que tenían. Se han acostumbrado tanto a la injusticia que no sabían que hacer con ella. Les era detestable y contra la naturaleza. Mi Ley les fue incomprensible y no le gustaba ni a los débiles ni a los fuertes. Me escuchaban solamente porque tenían que escucharme, porque me tenían miedo.

Seguí defendiendo la Ley, persistente y tercamente, pero en algún lugar profundo de mi ser ya reconocí mi derrota. No logré realizar la justicia que soñaba. Mi Ley se fundaba en el miedo y de coerción igual que aquella anterior. Era de nuevo sólo la Ley del más fuerte.

La manada poco a poco regresó a su vida antigua y con ella aparecieron también las viejas injusticias. Quedé solo.

Traducción: Željka Lovrenčić

Božidar Prosenjak es escritor profesional, nacido en Koprivnica. Se educó en Kuzminec, Koprivnica, París y Zagreb donde se graduó en letras románicas en la Facultad de Filosofía y Letras. Vive en Velika Gorica. Escribe desde el año 1968 cuando publicó su primer cuento. Desde entonces escribe prosa, poesía, dramas y críticas; colabora en la prensa, radio y televisión. También escribe literatura para los niños. Desde 1984 es artista profesional; miembro de la Sociedad de Escritores Croatas y de la Comunidad Croata de Artistas Profesionales. Es autor de más de cuarenta obras para niños y adultos. Sus obras se encuentran en las antologías nacionales e internacionales y han sido traducidas en varios idiomas.

Su libro *El caballo salvaje* se considera una obra literaria clásica. Ha tenido diecisiete ediciones en Croacia y ha sido traducido a lenguas extranjeras.

Prosenjak ha recibido muchos reconocimientos y premios en el país y en extranjero. (Ž. L.)

DAVOR VELNIĆ ■ CUATRO CUENTOS

ESPERANZA DE LA PROFUNDIDAD (La Rijeka Literaria 4/2014.)

(Iščekivanje dubina)

Cuando entre nosotros se empezó a colar el silencio, delante de mis ojos empezaban a brillar pequeñas, muy pequeñas partes de la verdad.

Grgo Gamulin¹ *La sonrisa de Ilaria*

Mí hermana no fue oficialmente llorada; o sea, no la ha llorado nadie de la familia. En el tiempo nadie pudo encontrar el comienzo y pisar el umbral del tiempo. El aviso oficial nunca llegó a la dirección, ninguna información, simplemente nada. No se cayó en cuenta cuando se apagó la esperanza, dejó de existir y el nombre de la desaparecida desapareció de por sí. María empezó a ser difunta. Esa separación infinita y la esperanza silenciosa se extendió por mi infancia.

De vez en cuando se empezaba con el murmurar sobre el viaje misterioso durante la guerra o en el aniversario de la desaparición de María; corrían lágrimas por el rostro de mi abuela y quién sabe cuántas veces en voz baja de nuevo se repetían y sopesaban los rumores. Las escenas de despedida y de embarcación ya estaban totalmente olvidadas y las impresiones de fantasía y resentimiento llegaban a ser más profundas a las impresiones de los acontecimientos reales. Estas, conversaciones siempre parecidas apagaron la esperanza, la triste resignación murió en mis años escolares. Después de veinte años, la esperanza se apago y cada vez menos se mencionaba la desaparición del buque, de sus pasajeros y de la tripulación. La incertidumbre de cualquier noticia cada vez más se resignaba con el dato de que en los últimos tiempos nadie había oído nada nuevo relacionado con los pasajeros y la tripulación desaparecidos.

Los padres de los desaparecidos llenaban su doloroso vacío con resignación a sabiendas y llorando se consolaban con la providencia divina y con la mejor vida cuando de una vez se llegue “allá arriba”. Pasados los años, ya un poco exhaustos y viejos, empezaron a preocuparse de sus otros hijos, después de sus nietos, de

¹ Grgo Gamulin (1910. – 1997.) – historiador del arte croata (N. de la T.).

su trabajo, sus preocupaciones de la vida cotidiana en un pueblo pequeño. Los hermanos y hermanas de los desaparecidos se hicieron mayores y con el paso de los años las imágenes de los días compartidos poco a poco eran más débiles, hasta transformarse en la niebla de la infancia. Las viudas y los viudos tuvieron que aceptar el vacío en el corazón, en el hogar y en la cama... y atribuir esa desdicha a la gran tragedia de la guerra, razón justa para que con sus nuevas parejas den vuelta a una nueva página en la vida. A aquellos que perdieron su padre o madre en esta tragedia les fue más difícil recuperarse; a sus familias la vida dio una vuelta irremediable y brusca volviéndolo al revés.

En seguida, después de esta desdicha, a la ciudad llegaron los días de la postguerra, acompañados de acordeones, de renovación y miedo mudo. La tristeza e impotencia de la espera de cualquier noticia se esfumaban con el silbido de la borrasca y del lluvioso viento del sur. El recuerdo de los difuntos con el tiempo se perdía con el encoger de hombros cada vez más trivial e impotente; a los desaparecidos los ha cubierto el frío mar y el remolino del buque hundido que los arrastró al cráter de la oscuridad acuática y la cada vez más débil memoria de los vivos, a la profundidad del olvido. A los vivos sin embargo los hería la eterna duda de que de ellos, de todos los que esperaban a los desaparecidos, todo el tiempo se escondía la verdad a cambio de un silencio manso, mudez sin curiosidad y sin demasiadas preguntas.

Nunca encontraron nada, ninguna huella. Pero, los abismos de un pasado triste nunca dejó de atraer e invocar. Nunca lograron recuperarse, dejar de jugar con la esperanza y dudar. Con el vacío en el corazón continuaron viviendo y cumpliendo el resto de su condena.

El buque *Zrmanja* navegaba por la línea Punat– Krk– Glavotok-Beli –Sušak y tarde en la noche de 21 de octubre de 1944 con diecisiete pasajeros y trece miembros de la tripulación zarpo del puerto de Krk y desapareció en su ruta de buque de vapor camino a Sušak. Después de la embarcación de los pasajeros y de la salida de Krk, el buque nunca abordó a Sušak y ese dato es el único punto de referencia de la verdad. Supuestamente, el comandante del buque quiso huir a Italia y cerca del lugar Belo en la isla de Cres, se desvió a un campo minado y chocó con una mina. En horrible detonación, el mar devoró la gente y el hierro; nadie sobrevivió.

Esta era la explicación usual, repetida como sí la repitiera un papagayo, nunca refutada y todavía menos oficialmente confirmada. Sin embargo, oficialmente a el buque todo el tiempo lo consideraban desaparecido y el gobierno de la RPFY^{2*} no había confirmado la hipótesis sobre el hundimiento causado por el choque

² RPFY – República Popular Federativa de Yugoslavia (N. de la T.)

con una mina. Y aunque el estilo de la conciencia ideológica y de la culpa de los invasores era considerar que en la época de guerra los odiosos invasores tenían la culpa por toda desdicha y todo mal, el gobierno de entonces no lo quiso confirmar oficialmente. El cuento sobre el intento de huir y de la mina de los nazis se hizo deseable y fue aceptado generalmente, pero no fue la posición oficial. Las variaciones sobre este tema no se tomaban a mal lo importante era indicar con el dedo la culpa del odioso invasor y mencionar el intento de huida.

O sea, de acuerdo con el comandante del buque, algunos de los pasajeros del *Zrmanja* parece que quería escapar a Italia y por eso el buque se desvió del corredor de navegación y se extravió en el campo minado. Supuestamente este campo minado estaba mal demarcado y el comandante del buque se descuido, supuestamente hubo una pelea en el puente de mando y el buque quedó sin timonel... Pronto, las causas de la tragedia empezaron a multiplicarse con gran número de explicaciones posibles e imposibles, cada una comenzaba con el obligatorio "supuestamente". Ninguno de los desaparecidos apareció para confirmar o negar cualquiera de las hipótesis y cada cuento fue igualmente posible y no confirmado, el deseo gastado y el dedo del destino que borraba la culpa.

Según otros rumores, desembarcaron en algún lugar en Istria, en Medulin, y luego la tripulación hizo volar el buque (¿con qué y por qué?); según terceros, supuestamente llegaron hasta Rimini o Ancona, y transbordaron a un buque militar detrás de Unije, supuestamente esto y aquello... suposiciones ingenuas y conjeturas hechas con facilidad por los tristes habitantes deseosos de cualquier tipo de novedad, en este pueblito. Principalmente, ilusiones de largas noches de invierno y demasiados malos guiones de cine. La fantasía de los habitantes del pueblo años y años consolaba a los tristes y alimentada con ilusiones los sabihondos locales. Y todo eso con intención de que el dolor se suavice y con el tiempo más fácilmente se acepte lo duro de la pérdida. Ni una posibilidad escapó a la fantasía y absurdas combinaciones; el objetivo de cada una de ellas era guardar la esperanza y después de algún tiempo con impotencia extender las manos como señal de la imposibilidad. La sumisión al destino trataba de convertir la tragedia en leyenda.

En la misma medida se multiplicaron las dudas y se sumaron los absurdos: nunca se oyó la explosión de la mina; nadie en Belo, Glavotok, Šotovento y Brseč esa mañana oyó ninguna detonación; el gobierno militar de las fuerzas alemanas de ocupación esos días no tomaron nota de la explosión de ninguna mina marina y no encontró ningún cuerpo; ninguna mancha de grasa salió a la superficie. Ni las fuerzas de los aliados en Vis apuntaron el hundimiento del *Zrmanja*, sus torpederos navegaban hasta las costas de Istria y Kvarner..., pero nada; estos días ellos no anotaron el hundimiento de ningún buque. Los archivos están abiertos hace mucho tiempo, y la pedantería militar de Wermacht y los Aliados hubieran registrado tal incidente o el tiroteo.

Muchos años después de la guerra, cuando limpiaron el mar de campos de minas, en la ruta de navegación de este buque y más ampliamente en el territorio de Kvarner, de la Puerta Grande y Pequeña y en la costa este no han encontrado ningún naufragio. En seguida después de la Guerra mi padre, como comandante del buque, levantaba al aire las minas restantes y aquellas deterioradas después del limpiar los campos de minas, conocía bien los campos de minas y accidentes marítimos. Por años los barcos de pesca tiraban las redes por esta parte y no encontraron restos que correspondiera al buque desaparecido. En realidad, hasta hoy en día, ningún naufragio ni en lo mínimo parecido al *Zrmanja* se ha encontrado en la parte croata del Adriático. Los buzos bucearon a fondo por el Adriático, incluso hasta Otranto y han sido encontrados restos de muchos buques, hasta aquellos de madera; han sido encontrados también los restos de aviones de la Segunda Guerra Mundial, pero y esta vez se perdió toda huella de *Zrmanja*. El buque y la gente han desaparecido.

La desaparición fue evidente desde la primera mañana; casi fatal, y eso al comienzo aumentó fuertemente la esperanza, Luego, “supuestamente” y siempre “alguien” desconocido ha visto en algún lugar a un pasajero o miembro de la tripulación. En un lugar en Italia, España, en los campos de emigrantes... se mencionaba Suramérica, supuestamente algunos de los afligidos recibieron cartas de un pasajero o miembro de la tripulación y “solamente se esperaba el momento oportuno” (¿!) pronto los sobrevivientes enviarían una carta larga con explicaciones y la plena verdad saldrá a la luz del día. Por muchos años el accidente del naufragio se negaba con diferentes chismes y ellos regularmente empezaban con aquellas irritantes palabras “alguien y supuestamente”. Y en seguida se hacían construcciones extrañas y todavía más se consumía la recién calentada esperanza. La pequeña ciudad se divertía con la maldición.

Inmediatamente después de terminar la guerra, frente a Pula, en la pequeña isla de Galioli, encontraron el cuerpo de un ahogado. Este cadáver había estado mucho tiempo en el mar y no se pudo reconocer, pero “supuestamente” tenía consigo los documentos del comandante de *Zrmanja*, Josip Rendić de Kostrena. La esperanza aumento y los afligidos enseguida excitados trataron secretamente de confirmar la tesis sobre la conspiración y la huida misteriosa, sobre los mensajes verbales a través de terceras personas, de nuevo todas de desconocidos, sobre las cartas que algunos de ellos “supuestamente” habían recibido de nuevo de un remitente desconocido, un benefactor discreto. Y de estos mensajes se pudo concluir que los había escrito o por lo menos dictado uno de los desaparecidos. Nunca nadie mostró tal carta o mensaje; nadie la vio. Y toda nueva ruina de naufragio encontrada provocaba un nuevo cuento y fomentaba combinaciones ya gastadas.

XXX

El Partido no intervenía, solamente a distancia decente, discretamente estaba atenta de que sobre el buque *Zrmanja* no se hablara en voz demasiado alta o que alguno de los afligidos no pidiera de las autoridades investigación legal. El choque del buque con la mina cerca de Beli o Plavnik, fue ofrecido hábilmente, ofrecido como fragmento de tiempos infelices y en voz baja atribuido al enemigo derrotado. Suficiente.

Y entonces, no hace muchos años, ocasionalmente supe una información intrigante: de Nieves, una mujer incansable e irreconciliable que perdió su hermano mayor en el buque *Zrmanja*. Mi madre no quiso ni escuchar lo que yo había oído, ni siquiera pensar sobre tal posibilidad, sobre cualquier cosa fuera peor a la versión posible – desaparecido hace mucho tiempo en las profundidades desconocidas del mar. Para ella, su hermana fue enterrada; con la memoria cada vez más débil, no quería descoser los remiendos de la tragedia y zurcir nuevos. Para mi madre Nieves era y quedó una mujerzuela neurótica y mujer interesada en las intrigas, prima lejana de mi padre. Nieves en el lecho de muerte de su pariente, conocido miembro de la policía secreta, oyó, de nuevo supuestamente, que el buque *Zrmanja* se desvió de la ruta y empezó a navegar hacia la isla de Molat para embarcar los partisanos heridos para Italia.

Después de corto tiempo se me acercó Pjerina, una mujer de la isla de Krk que en *Zrmanja* perdió su padre y me confirmó las dudas de Nieves: o sea el dato de que El *Zrmanja* por alguna razón navegó hacia Molat. Pues, poco después de la guerra, una mujer isleña quien era además la enfermera de los partisanos – ha visto el buque *Zrmanja* y al padre de Pierina en la cubierta de buque en el puerto de Molat, al día siguiente de que el buque zarpara de la isla de Krk. El buque en la temprana tarde por un momento atracó en el muelle, solamente por un momento, con el motor encendido, y logró hablar brevemente con el padre de Pjerina. Él estaba en cubierta y no estaba demasiado preocupado por el desvío del buque de su ruta. Cambiaron algunas palabras y saludos. Pero, la enfermera no pudo decir cuánto tiempo se quedó el buque en el puerto y por qué se desvió de la ruta; no sabía ni el punto de la partida ni aquel de llegada, Regresó a su trabajo con los heridos antes de que el buque zarpara.

Conocía personalmente a esta enfermera; de origen era de Bašćanska Draga igual que mi padre. A veces solía detenerse en la calle a conversar; raras veces vino a charlar con mi padre. Ese testimonio nunca lo había oído, estaba seguro de que ni mi madre nada sabía de eso, y conocía bastante bien la enfermera de los partisanos, Slavica. Nunca había escuchado sobre la posibilidad de que hubieran visto el buque en la isla de Molat, me lo hubiera mencionado por lo menos alguna vez.

Había demasiada ira y demasiado poca curiosidad en la reacción de mi madre; cerró los ojos ante las imágenes de horror.

Cuando después poco tiempo una vez más mencioné el buque *Zrmanja* y la isla de Molat, mi madre me atacó inesperadamente. Tenía miedo de que con mi curiosidad e insensibilidad investigadora no despertara su ansiedad y me enterara de secretos nunca dichos; de que simplemente no levantara el lodo de los antiguos acontecimientos. Mi madre estaba siempre asustada; esa era la misión de su vida, estaba de turno con sus miedos y los de la otra gente, incesantemente vivía con el miedo de ellos. Solamente presagiaba en silencio.

Me gritó y me ordenó que me callara y que no transmitiera tales tonterías. Claramente trastornada, empezó a llorar; por primera vez la vi tan miserable y llorando, partida y asustada menciona a María, su hermana desaparecida y como a través del llanto no muy claro pronuncia: “ellos, ellos”. No pude distinguir entre el llanto y el odio en la misma mueca.

– Tu hija es rubia como María y tú todo el tiempo cavas su tumba marina. Déjala ya de una vez en paz y ¡no la menciones! Deja a Nieves y su supuestamente desaparecido hermano, probablemente desapareció contrabandeando algo; quizás ni se embarcó, para ella lo más importante es recibir la pensión de veteranos – y nunca jamás mencionamos a Nieves, Molat o a la enfermera.

Mi padre ya al día siguiente me advirtió; era evidente que había conversado con mi madre:

– Deja a tu madre tranquila, eso es sucio y repugnante. La gente ya lloró ese acontecimiento, los jóvenes hasta lo olvidaron; se acabó después de tantos años. ¿No hubo suficientes cuentos de viejas y combinaciones innecesarias?, ¡todo eso es inútil y en vano; qué todos lo olviden ya de una vez... su memoria aquí no le sirve a nadie! La verdad sólo trae daño.

Su mirada seria y un poco rígida tenía que desalentarme y hacerme callar. No quiso ni empezar ni continuar la conversación empezada; solamente terminarla con la autoridad de una persona mayor. Y cuando le mencioné su conocida y su paisana Slavica, la enfermera de Molat, tan sólo cortó el aire con la mano y salió a la terraza.

– Deja esos cuentos de viejas; son hediondos vinagres viejos. ¡Nada de eso! Solamente una nueva intriga en las cabezas ancianas. Nieves es una pleitista de memoria evaporada; tiene demasiado tiempo y demasiado poco dinero. La gente envejece y no diferencia el pasado de sus fantasías. Es más dulce culpar a la gente que al mar – me gritó desde la terraza y de esta manera terminó el tema y la conversación.

– ¿Y Slavica? – grité yo descontento.

– Slavica no es de la isla de Krk así que confundió a las personas. ¿Cómo puede estar segura de que ese hombre era precisamente el padre de Pjerina?

Posiblemente, ¡pero está segura de haber visto el *Zrmanja*!

Después, mi padre y yo de vez en cuando solíamos mencionar el desembarque del buque *Zrmanja* en la isla de Molat; o *eso fue en la isla de Ist*, insistió en la puntualidad de datos. Quiso hacerme saber que él también sabía algo, si no otra cosa, que conoce los puertos en las islas Ist y Molat; sin embargo, al viejo; hombre de acción le interesaba todo lo que supe de Slavica. En cambio, no quiso ni hablar nada sobre los años de la guerra en nuestra isla, aunque era una persona bien versada – conocía la gente y los acontecimientos. Siguió callado, pero la manera en la que inhalaba el humo del cigarrillo no era igual, en todas las partes de la conversación y sabía cuándo estaba cerca y cuando palpaba los nudos de dudas oscuras.

El buque *Zrmanja* la última vez zarpó de la isla de Molat y desapareció en el camino hacia Ancona o Bari, quizás su destinación era Brindisi, ultra secreto y un puerto desconocido para todos menos para el comandante del buque y algunos otros compañeros de confianza que se embarcaron y tomaron el buque. Y entonces, la ruta, probablemente hacia Las puertas de Otranto, a través del mar profundo del Mediterráneo donde los barcos de pesca no escarban la arena sedimentada del fondo del mar. Hace algunos años fue editado el libro *Los secretos del Adriático* en el cual están detalladamente analizados todos los naufragios y restos en la parte croata del Adriático; hasta han sido localizados los restos de aviones y fotografiados con éxito. Del buque *Zrmanja* no quedaron ni los restos; no se le menciona porque nunca fueron encontradas ningunas ruinas relacionadas con él. El Mar Adriático borro al *Zrmanja*.

En las islas Ist y Molat estaba situado El Segundo Sector Costero Marítimo, unidad de sabotaje de los partisanos para la guerra costera y un pequeño hospital que preparaba el despacho de los heridos hacia los hospitales de los aliados en Italia. La mayoría de tales víctimas, se curaban en Ancona y Bari. El buque *Zrmanja* probablemente tenía que servir para el traslado de los heridos y eso no era ningún secreto, pero que era lo que el buque también tenía que transportar y que pasó en él para que fueran liquidados y los pasajeros y la tripulación a los cuales todos al fin devoro el cráter azul, nunca se supo.

XXX

El frío susurrante se colaba por las calles de piedra y la inquietud se colaba en la gente. La ciudad temía de la mirada directa y las cavidades oscuras discretamente desviaban su vista al lado. La ciudad escondía los chismes con el susurro y

el secreto se multiplicaba, corroía el pensamiento y ligeramente mordía el futuro. El horror de lo no dicho y el temblor de los secretos dichos al oído han minado el ritmo del pequeño lugar, sorbían la tranquilidad y lamían el insomnio de los afligidos y señalados. Aquí se mezclaba aquel sucio color gris de las caras y de las fachadas arruinadas, el matiz del empedrado del suelo, el mismo color del sucio viento del sur y el verdadero matiz del abandono espiritual que todavía hoy noto.

La división era apenas visible; no señalada y difícilmente palpable; no expuesta, invisible. Solamente a veces brillaba con un repentino silencio y con las partidas rápidas, raras veces con una blasfemia u ofensa, pero con un profundo malestar que quedaba detrás de la persona que se iba. El silencio persistentemente alejaba la alegría, amasaba la risa, oprimía la vida cotidiana y el malestar quedaba pulsando entre la ira y la broma. Hasta entonces cuando todo se deslizaba sin paros y traumas. La gente en secreto leía la cara de la gente, captaban señales y en seguida respondían con una mueca; buscaban la respuesta a las nunca en voz alta pronunciadas preguntas, a luego callaban esforzándose por parar su curiosidad. Porque, la respuesta también puede ser una pregunta de control y averiguación. Después, en vano trataban de devolver el demonio del secreto sucio totalmente a la botella y vivir como si no lo hubieron conocido y acariciado, como si ellos mismos hubiesen salido de la misma botella.

Trato de leer las palabras no pronunciadas y entender las voces no articuladas, recordar las caras y sus máscaras. ¿Es posible que todos se hayan podido poner conspiradamente en fila de frente a la batuta del ordinario miedo y de la vergüenza total, de la hipócrita reserva? Los liquidadores y los testigos asustados, el público mudo; los agraviados y los que perdieron a alguien, los afligidos: ¿todos ellos aceptaron el soborno del miedo que los cautivara el silencio y luego se, conspiradoramente y en el todavía mayor infierno de una reconciliación indiferente, encontrarse en la calle, en la tienda, en una fiesta, en las bodas y funerales? ¡¿Temer que sus hijos un día no mezclen su sangre?! Porque, eso no sería la reconciliación sino la mutación de un mal progresivo. Los invisibles y (des)conocidos liquidadores por años se encontraban con las miradas bajadas de los padres, hermanos y amigos de los desaparecidos del buque fantasma *Zrmanja*; en el desfile diario con los saludos y conversaciones cotidianas en la calle, en los lugares de baile y en los órganos de autogestión, en las reuniones escolares de los padres de familia y en las asambleas de votantes. Asustados y tensamente indiferentes, atrapados en la trampa de la cortesía sucia y de hipocresía repugnante. Me acuerdo de la gente, del odio callado que se asemejaba al desprecio deshumano, recuerdo las miradas cortantes y recuerdo la tremenda precaución. Y todo eso quedó encadenado a la ansiedad de la esperanza como si los desaparecidos no hubieran envejecido y

como si a ellos no les pasaran los añosos, sino que así jóvenes y frescos aparecerán en la puerta.

A la enfermera Slavica la última vez por casualidad la he visto la en el parqueo delante del cementerio, me saludó cordialmente y preguntó por mi mamá y mi papá. Cuando le mencioné la isla de Molat, solamente sonrió y con los ojos abiertos de par en par por la impotencia me envió el mensaje:

– Pero, qué buques y qué islas Molat, Ist... no, querido mío, no me acuerdo de nada. Tú no sabes que es miedo y que poco se necesita... solamente una mirada y ya no estás. El olvido es el mejor refugio. No ordenes los huesos ajenos y no te metas en lo que no entiendes.

– Pero, hoy... son otros tiempos, no hemos sobre eso ...

– Deja eso en paz, Davor. Si se me pregunta a mí, no hemos nunca en nada... *A pesar de arrepentimientos, nada puede volver.* Así solía hablar tu abuela Draškinja.

XXX

Me acuerdo de la mirada de mi madre, llena de reproches: lo destruido por odio trae en sí gérmenes de todavía mayor odio, y todo empieza con gran precaución, mejor dicho, con la espera de la oscura marea de baba, de madrugada y en la aurora de la grisácea monotonía. Íbamos a la misma escuela y compartíamos una infancia conjunta en la cercanía de un secreto repugnante, sin saber nada y en una vecindad muy cercana: a veces bajo el mismo techo y en las mismas salas de clase: los nietos y parientes de los desaparecidos con los hijos y sobrinos de los nunca denunciados liquidadores. En coexistencia de un miedo indecible y no dicho, hasta hoy faltan años para que las vidas jóvenes de las nuevas generaciones lo cubran todo, llevando en sí los invisibles gérmenes de las desdichas legadas.

Sin ganas y con ansiedad reconozco los pequeños mensajes, sin duda señales, casi advertencias directas y avisos y las estrellas sobre mi sorpresa como siempre, solamente brillan y persistentemente callan. Adoro mi miedo y nuestro dedo dirigido al cielo; la enorme impotencia de los seres bajo la cúpula de estrellas y delante del día de mañana. Los descendientes de los sucios, sangrientos y nunca condenados despreocupadamente andan por el mundo; ellos ni presiente que poco a poco, y ahora ya, en razón a los gritos de las víctimas y la memoria del Cielo, las cuentas les serán entregadas justamente a ellos. Marcados y señalados, inocentes de este acontecimiento y culpables por el crimen de sus ancestros, pagarán la cantidad que les corresponde así que la balanza de alguna manera se nivelará en las generaciones que después de ellos continuarán alimentando la tierra hambrienta de carne humana. La ignorancia e inocencia de los descendientes señalados es de poca ayuda. Una vez ha ocurrido y la concatenación sigue

por sí misma, invisible y fuerte; las desdichas y la pestilencia de los crímenes a los descendientes marcados no dejan de desbordarse. Solamente pocos, apenas y difícilmente, han escapado de las artesas de sus destinos.

En la misma forma de coexistencia de un lugar pequeño, hierven a fuego lento los descendientes inocentes marcados por los crímenes de sus ancestros y despreocupadamente viven con aquellos que han sufrido las consecuencias de los crímenes de sus padres y abuelos. Mi asustada madre y por ejemplo la hija enferma de uno de ejecutores, la vieja e impotente viuda y los desdichados primos de una figura oscura: familias muy desdichadas y decenas de pesas en la misma parcela del cementerio de Krk; y todo eso para que se nivele la balanza de la humanidad. Al comienzo de tan importante nivelación, equinoccio de crimen y castigo.

REVOCACIÓN (La Rijeka Literaria 1-2/2015)

(Opoziv)

Cada verdad es torcida, solamente el tiempo es un círculo.

Friedrich Nietzsche (*Así hablaba Zaratustra*)

La vida es una gran sorpresa. No sé por qué la muerte no pueda ser una aún mayor.

Vladimir Nabokov

El tiempo en un momento, jugó con todos los seres: ha cegado y enmudecido a los mortales nos rechazó abandonándonos a la misericordia y desgracia a una eterna soledad.

El principio quedó misterioso y esquivo, quizás por eso lo mejor es partir de lo que quedo, lo que la ceguera y mudéz de la memoria no han borrado completamente, las migajas de nuestros recuerdos aumentan la impotencia del olvido y el deseo humano de anular el tiempo, de cualquier manera, engañar al destino. La gente y sus eternos quejidos; diminutos e incompresiblemente ingratos.

Sólo las noches sin éxito escapan de los amaneceres. Las peores son las mañanas de luz grisácea, amaneceres inevitables. El cráter de la luz que disuelve la armonía y la tranquilidad de la oscuridad; la terrible violencia de la luz, por eso no nos queda otra cosa que en la mayor oscuridad pasar durmiendo la tiranía del Sol.

La memoria es la culpable principal y el mayor castigo; es suficiente sólo recordar fragmentos de un solo viaje por el borde del tiempo y todo se aclara: nuestra

eternidad es solamente el simple andar de los nonatos y los zombis, retirada infernal de una muerte falsificada y el comienzo de un falso nacimiento. No somos eternos, solamente no podemos morir. Es una eternidad que inexorablemente revoca la realidad e irónicamente devuelve al comienzo. La eternidad está a nuestra espalda y es suficiente tan sólo un *déjà-vu*; el brillo inocente de una escena ya vista, una pequeñez, y nuestro futuro ya surge de las tinieblas de un pasado memorizado. Podemos relajarnos en la apatía eterna solamente corto tiempo porque no hay futuro, no existe ni verdadera ni falsa resurrección. El problema es que nunca hemos nacido.

Nuestro pecado irreparable es la altivez: egoísmo total y la negación de la Luz, nuestra burla de los seres mortales, de su infeliz mundo y el menospreciar de todo menos de su propia maldición. Y por eso estamos clavados aquí, a este mundo humano de pequeñas alegrías a la constante espera del miedo y la ansiedad no es otra cosa que la guarida del vicio y las súplicas, el mundo de grandes pecados y ardiente perjurio. Tanto temen del Infierno y ellos mismos continuamente lo edifican y perfeccionan.

¿Cuánta ceguera Divina, de Su amor y comprensión por esos asustados e insignificantes mortales? ¿Porque, son su cara y nosotros somos entonces su sello!

Difícilmente soportamos la entelarañada luz, la partida oscuridad nocturna pero todavía suficientemente convincente y con bastante fuerza. Entonces somos más vulnerables. Solamente algunos de nosotros los mortales lo sienten: una brisa de frío subterráneo e inesperado mal oliente estancamiento, a veces se mira en la mirada vacía de la indiferencia, el reflejo de alguien en el espejo, y nada; nadie le cree. Él mismo no se cree a sí mismo. Están obsesionados consigo mismos, con su rostro, y más que todo con su piel. El pensamiento sobre la mortalidad hace más fuerte su desesperación y entonces están listos para todo. Y por eso esa especie, infinitivamente astuta, no está hecha para el placer sino en el placer busca el sueño y el olvido.

Nuestro aliento tras su nuca; así juramos y así tiene que ser. La gente es débil, pero sin embargo interesantes aprendices de la ambición; ella es nuestro juego y nuestro rebaño. Desde que les hemos entreabierto las puertas de la ciencia, los abismos que tan armoniosamente se abren delante de ellos, fórmulas y postulados; se alejan de la fe en el Creador; se han hechos ciegos a todo menos al arreglo de su cuerpo mortal. Les hemos metido la indecisa luz de la antorcha de la duda para que puedan atestiguar la muerte de los mundos, el Sol y El universo, el apagarse de todo lo vivo. Y no pasan los siglos, ellos creen en el que ha regresado del mundo de los muertos y corren bajo su túnica porque empiezan a creer en milagros y en la inmortalidad como bendición eterna destinada a los elegidos.

Hace mucho tiempo hemos contrabandeado y sembrado en ellos una gran sed por todo conocimiento y toda agua, nuestra imagen sobre el vacío infinito, frialdad que apaga cualquier chispa de calor. Observar todo eso con alegría científica hasta que la inmensa oscura soledad no cubra al último hombre en este negro e inalterado mundo que pertenece solamente a nosotros, los malditos, herederos de la eternidad.

Presentí que significa la revocación; ni miles de años han perjudicado los mechones del recuerdo turbio y sabía a dónde, a qué lugar el futuro constantemente me devuelve. ¡Pero, no sabía ¿por qué?! Cada sueño me devolvía al mismo comienzo, al tiempo maravilloso de la incertidumbre y del futuro no impreso, el dulce periodo de la incertidumbre. ¿Y, más que eso, ni la memoria de los más ancianos llega hasta el mismo origen, hasta el Paraíso primario, a la respuesta de por qué la eternidad empezó a torcerse y devolverse? Y así, atrapados en la eternidad circular apenas perceptiblemente captamos nuestro comienzo. Qué daríamos y a qué no renunciaríamos por acabar por fin con los viajes inútiles, llegar por fin hasta el borde del abismo, precipitarse y dar el paso a su abrazo, a la muerte desconocida y dulce en la que todo lo memorizado desaparece.

Ya ni recuerdo cuántas renunciaciones viví; contarlas es inútil y sin sentido. Totalmente innecesario porque no hay último ni número más grande y no hay fin de repetición: sólo el adoquín del círculo eterno del tiempo, hecho sin nuevas tentaciones; del granito indisoluble de cada día. Es solamente el orden de las épocas de eonski al borde de una procesión increíblemente grande, y las escenas reconocibles se repiten, un poco y solamente de vez en cuando diferentes, y sin embargo iguales y reconocibles. Por eso la muerte, *ese mejor amigo del hombre*; maravillosa y tan aterradora incertidumbre, ninguno de nosotros los malditos puede entender ni al menos presentir y mucho menos encararla o caer en su abrazo. O al menos sentir miedo frente a ella. Los mortales hablan solamente sobre la muerte; en su desesperación, la admiran y reverencian. El arte está inventado para celebrar la muerte o al menos para sentir el olor a inmortalidad. La gente es suficientemente vieja para la muerte y antes de nacer, por eso en el centro de su mundo colocaron el miedo. Entre esa gente, la muerte provoca el pánico, calambres de mudo horror les penetran hasta los huesos, disuelve la carne y en ellos aumenta el egoísmo criminal. La muerte determinó sus vidas y llegaron a ser fieles a todo por la muerte. Solamente algunos de ellos sinceramente creen en la vida eterna y viven virtudes imaginarias; los demás son los malditos que se burlan de la vida y sin piedad gastan el tiempo que no existe. De alguna manera presienten que la muerte es suficientemente grande y aún desconocida y que en ella se esconden todas las posibilidades, hasta aquella de que eso en verdad es el final de todo.

Han entendido todo mal porque la muerte y la gente se atraen; la muerte ama a la gente; sin la gente ella estaría solitaria y olvidada, nadie y nada; con el miedo humano ella se transforma en gobernante. La muerte es la levadura de la vida. La muerte es el único futuro, desconocida de alguna manera aterradora; su falta nos transformó en criaturas, en demonios y nos permitió la existencia en sin número de días iguales. La gente sin miedo a la muerte sería animal doméstico, lo que fueron en el Paraíso.

Para nosotros esta protectora del futuro queda para siempre escondida e inaccesible, no nos fue dado el tan deseado fin e incertidumbre perfecta fuera de alcance de la experiencia y fantasía. El hombre es el prometido de la muerte el mayor misterio de todo lo desconocido y nosotros somos solamente falsos inmortales, ordinarios falsificadores de la inmortalidad, saciados consigo mismos y del inconcebible tiempo vacío, del ocio.

Nuestro profundo ser adormecido y castigado; la luz del Creador nos concedió una tarea siempre igual y nos correspondió el círculo de diámetros de eón. A los favoritos de Dios, a los mortales, la muerte trae todas las posibilidades y la valerosa incertidumbre. Justamente estamos celosos y no podemos soportar que a los pedantes mortales les sea accesible aquello que nosotros no podemos imaginar ni con nuestra fantasía. Nuestra maldad que nace de esta injusticia cósmica es nuestro mayor castigo. Y la gente sin embargo tiene un gran miedo de las alas blancas de la muerte que la llevarán a la eternidad verdadera. No esa, nuestra encadenada corona si no el inmensurable número de rumbos, lejano del regreso y llamado baja vida. Y la gente en alas de la muerte se recisten, aceptan la vejez y su desfiguración hasta lo irreconocible, aceptan morir como carroñas para posponer lo que no se puede posponer. No aceptan el único verdadero desafío en sus quejas terrestres y las miserables invocaciones a las estrellas; no, solamente gruñen y se lamentan – esa gente miserable, esos restos divinos. Su único deseo es adormecer la muerte, ya que no la pueden vencer y matar. La gente asesinos de la muerte; miserables, profanadores del nuevo futuro.

El nacimiento es el primer desafío a la eternidad, la muerte es otro; dos interrupciones y dos incertidumbres a nosotros inaccesibles. Ingratos portadores del ombligo ni siquiera saben que privilegio y bendición llevan en sí y eso totalmente inmerecido, todo sin el mínimo esfuerzo y mérito, solamente porque son los favoritos de Dios. Y nacen miserablemente como larvas, en mucosa y sangre; y más o menos así viven, con el susurro en los labios y la inquietud en el corazón. Y sin embargo, son premiados con el privilegio de lo inconmensurable desconocido. Los descendientes del Cielo y de la Tierra, El rostro Divina, y nosotros somos los bastardos de los Titanes.

Y de nuevo no entienden nada, toda la belleza de la incertidumbre. Sólo la muerte es la renovación de la vida verdadera y la incertidumbre el verdadero futuro. Esta nuestra eterna navegación en el sinnúmero de las caras e imágenes ya vistas no es otra cosa más que un giro sin cabeza y sin nombre en el gran carrusel cósmico. El giro más viejo que todo, hasta del mismo Creador. El girar en la espiral de los círculos que se estrechan hasta que helados con la despreciable indiferencia no nos hundamos en un punto del décimo círculo; al pozo helado, allá donde ya desde varios eones se congela nuestro amo, el príncipe Tentador. Ni aproximadamente, esa no es vida; no hay comienzo, no hay nuevos desafíos, ni el final de vagar. Es el mayor castigo posible. Solamente seguimos encadenados por voluptuosidad y vicio, al borde de las repeticiones y sin incertidumbre, privados de la esperanza de que la repetición llegara a su fin.

Nos alejamos del tiempo, nos alimentamos con él y devoramos los siglos en cantidades inconmensurables; jugamos con el ocio humano, caprichosamente, con desdén y con asco, porque y en el mayor pecado no está la muerte. Nosotros no hemos nacidos, no hay nada que extinguir, no tenemos nombres ni nada que borrar. La muerte lleva el nombre del fallecido, no puede llevar el nuestro. La obsesión con el ombligo empaña el pasado y destruye el futuro, que son nuestros padres y madres.

Nuestra duración está contada por un sinnúmero de lo mismo; el vacío diámetro del círculo de eón desde el este hasta oeste, desde el norte hasta el sur, y en su borde nos deslizamos nosotros: hartos de monotonía y existencia circular, salvajes y soberbios, conocedores del futuro propio, malos y malcriados a causa de la abundancia del lascivo ocio humano. El Creador ha dado el nombre a la gente, determinó el tiempo y regaló la mortalidad, le dio el día soleado y la noche estrellada. Del final anunciado nació la incertidumbre y terminó con la gran esperanza de lo desconocido. La esperanza le da sentido a la vida y por eso todo el tiempo se quejan y lloriquean; recibir lo esperado es el peor castigo.

XXX

No tenemos infancia, en vez de ombligo tan sólo una cicatriz púrpura y no hay primeras fotos, el olor de la leche de la madre, abrazos y la apasionada preocupación de los padres. Me intriga nuestro comienzo, de que estufa salimos y que lo ha precedido. Me fascina el infinito de cuando no existíamos. Porque ¿quiénes son nuestros padres y dónde están las entrañas de nuestra madre, nuestro ombligo, la señal de que nacimos y hace mucho tiempo nos alimentamos con la leche materna? En vez del ombligo la marca de la negación y maldición fija. Siéndonos

la muerte y el futuro inaccesibles y de ellos no podemos sacar nada, ¿por qué tan dulcemente vamos hacia nacimiento y con gusto giramos por el borde de lo inconcebible, en nuestra existencia sin salida?

No conocemos el cansancio; nos han quitado el sueño y nuestra fuerza se aumenta con el insomnio. ¿Qué es lo bello en la impotencia del sueño y por qué la gente a veces sonríe cuando duerme? Cuando cierro los ojos en mis cuencas se derrama solamente azufre y oscuridad. Ni siquiera puedo bajar los párpados sin dolor. Por eso con los ojos abiertos de par en par miramos a la oscuridad del universo vacío. La oscuridad son nuestros párpados, nuestro sueño y descanso.

Somos criaturas fuera del odio y de la venganza, sin fin y en nada vulnerables: no amados, rechazados y despreciados convictos de paseo por el siempre parecido círculo. Por eso buscamos la venganza, hacemos intrigas y seducimos; solamente la verdadera desdicha es buen espectáculo para nuestra existencia aburrida y dormida. Aburrimiento, maldito aburrimiento y abundancia de tiempo sin valor, usado en maldades hacia el Creador. Porque ni Él nada nos puede; así es desde que tenemos memoria. Y ese es nuestro mayor castigo, su impotencia de hacernos daño. Él puede hacer a la gente todo lo que quiera, la gente es su rebaño y nuestros celos inextensibles, el odio prístino hacia los mortales asustados. El olor de la venganza y de la sangre mezclada con el placer mostrado a escondidas. Las gentes son nuestros enemigos y nuestra presa; su miedo es nuestro alimento, sus lágrimas son su néctar. Cada vez nos parecemos más a nuestros enemigos y lo más terrible es eso nuestro deseo de hacernos gente.

De nuestros comienzos no sabemos nada; menos de la gente. Sabemos que nosotros también conocíamos el miedo mortal. Esa es una buena huella de nuestro comienzo común, ¿quizás justamente la gente nos robó la muerte? Reconocemos solamente la trompeta de retirada. Somos los perros egoístas que responden a la llamada de la Trompeta Divina.

XXX

El tiempo es el cementerio del hombre; se metió entre el imaginado comienzo y final, y llenó a los mortales de miedo obsesivo. Todo lo demás es solamente su actuación más o menos triunfal. El tiempo esta relacionado con el acontecimiento, solamente la vida realiza el acontecimiento. Nuestro cementerio sin embargo es andar por el borde de incomprensiblemente poca curvatura, las filas de las elegidas imágenes iguales, de caras y paisajes como si se encontrasen en la barra, nos dice la cruel verdad. Desde el ángulo hasta el compás, desde el fuego subterráneo hasta las estrellas que titran, nosotros somos cautivos de una inmortalidad engañosa, los modelos aterradores de la maldita eternidad. Porque, el tiempo está

arraigado en la eternidad y el es solamente una parte del gran engaño: nosotros bien sabemos qué engaño es la ilusión del tiempo; para los mortales demasiado fuerte y esquiva. El tiempo es voraz e insaciable glotón, cada momento posterior devora el anterior para ser Ahora la única prueba del tiempo. Nosotros lo hemos comprendido y ahora somos los rechazados, los castigados sin sueño. El tiempo ilusoriamente nos acude en ayuda, en realidad nos ofende y humilla. Constantemente giramos y nos podremos en el carrusel cósmico. Y nunca nos hemos movido, nunca abandonado este girar, nunca hicimos un paso porque el futuro no se repite y no podemos saltar de la artesa de la eterna repetición. Para nosotros y vida y muerte son sólo un juego agregado, colocado al ancho borde de la maldición.

No tenemos ni el ombligo ni el corazón, una cicatriz púrpura y fría carne sin color. El comienzo y el final se devoran, se devoran y tragan ávidamente, a nosotros nos queda solamente una curvatura incomparablemente grande y el terror del tiempo: movimiento incomprensible largo hacia el final para llegar al comienzo. Pero, eso también terminará; el episodio del Creador con los mortales llega a su fin. Finalmente se realizará su deseo por la inmortalidad. Quizás entonces entenderán cuan peligroso que es desear la eternidad.

El comienzo del tiempo es la concepción de la ilusión y un simple engaño, el tiempo se distorsiona, se desvía suavemente hacia atrás y va hacia su origen, en la nada de su propio devorar y solamente juega con nosotros, seres en el carrusel. Pero no por mucho tiempo, nosotros pronto nos transformaremos en los mortales y cumpliremos el deseo de la gente de una vida eterna: pues, ¡buena suerte!

BEZOAR (La Rijeka Literaria, 1-2, 2016.)

Al principio pensaba que se trataba solamente de cigarrillos y de café, más de tres cajetillas diarias *Morava* de Niš sin filtro y arroyos de café: por lo menos dos tazas por reunión y luego el mismo número después del trabajo, con amigos y cantidades más grandes cuando se iba de caza o a pescar. Se le ocurrió que tenía que comer con más regularidad y no saltar comidas a causa de las carreras y neurosis, llenar se de sándwiches o muerto de hambre y después de muchas cafés, devorar todo lo que se podía en los almuerzos y cenas oficiales. Con el tiempo eso disminuyó; cada vez soportaba menos la pérdida de apetito y las continuas ofertas de comida. Ya no disfrutaba en ella y desde hace mucho que desapareció

el hambre de la guerra; no sentía hambre como antes cunado podía comer cualquier cantidad que vieran sus ojos; todavía más le molestaban aquellos repetidos consejos médicos y terapias populares.

Las miradas compasivas y meneos de cabeza podían volverlo loco. Porque sabía que pensaban, todas sus dudas y veía su mal escondida malevolencia. Conocía bien las caras de la gente preocupada de verdad y las muecas de aquellos otros, malvados de turno, con los cuales antes, aunque siempre sin ganas, y él mismo compartía sus dudas e insensatamente informaba sobre los pronósticos “médicos de sus conocidos y amigos.

A pesar de la pérdida del apetito, no sentía ningún cansancio, ningún dolor y dormía bien. Con su compañera, esposa desde hacía tiempo, mejor dicho, desde que se relacionó con Irena, perdió toda intimidad. Casi dejaron de conversar; solamente lo necesario, tanto como para que los niños no se dieran cuenta. En el trabajo no había mayores problemas: la renovación y el nuevo periodo de cinco años, el cumplimiento del plan, la afectación envuelta en humo de los compañeros del comité; naturalmente, siempre algo. Sin eso el día sería largo y aburrido, lleno solamente de café y cigarrillos.

¿Quizás, sin embargo, se trate del amor tardío, aquel espasmo de incertidumbre en el estómago y ya olvidado calor en la ingle, su virilidad encontrada de nuevo en sus años ya maduros? ¿O un constante mal estar al pensar en sus hijos ya adultos! Irena era solamente algunos años mayor que su hija y estudió en la misma Facultad. Su esposa, matrimonio, posición social... todo esto no representaría ningún obstáculo, sería solamente una norma social de compañeros, un simple afectar de ellos, comentarios en voz baja. Todo eso lo comprendió aquel momento cuando por primera vez despertó con Irena entre sus brazos, lejos de Rijeka, en un viaje de negocios en Alemania.

XXX

Su matrimonio fue un matrimonio de jóvenes que con éxito sobrevivió la ocupación y la guerra. Nacieron tres hijos, la familia sobrevivió y ahora todos disfrutaban con abundancia los beneficios de los triunfadores. Si esto con Irena se supiera, pensaba a veces mientras al alba volvía a casa, no podría soportar la indignación de alborotadores y compañeros sin importancia en espera para hacerle algo malo. Todos ellos no le significan nada, a cada uno le había hecho un favor y a muchos les pagó por adelantado prestándoles grandes servicios; los ayudaba en sus ambiciones y deseos cuando más lo necesitaban. De la misma manera, había que apretar un poco a cada uno de ellos y recordarles cruelmente sus pequeños secretos y porquerías hechas en los años de la guerra y después de ella.

Así que no; Irena es dulce y su doble vida de ahora no puede ser la causa de la pérdida del apetito. Solamente impulso a un futuro dulce. Preciosa Irena, delgada y de piernas largas, hija de un oficial, de un ustasha asesinado; Irena con su sana y clara sonrisa y de una oscura maravilla en sus ojos grandes. Sabía cuál de los compañeros había liquidado a su padre; esta vez y su madre también sufrió accidentalmente porque cayó bajo la larga ráfaga dedicada a toda la familia. Irena sobrevivió de milagro; de la puerta de entrada regresó por su paraguas. Ahora solamente algunos compañeros de confianza sabían de su relación con Irena y su dirección de estudiante. La averiguación del servicio de seguridad fue hecha seriamente y como correspondía, las huellas se limpiaron bien. Irena del destino de sus padres supo; solamente que murieron de una ráfaga incauta en las luchas callejeras. Luego orfanatos, hogares y la movida constante hicieron que el olvido absorbiese toda escena de los primeros años de su niñez.

Para Irena eso quedó como un mal recuerdo del pasado, que no le preocupaba demasiado. Si ella se enterara de la verdad relacionada con la muerte de sus padres, porque la gente envidiosa nunca está tranquila, no lo creerá y no tiene donde averiguarlo. El pasado desde hace mucho tiempo borrado y bien ajustado garantizaba calma y un futuro tranquilo.

Pero cada rato el encuentro sus compañeros desagradecidos: canallas que todo el tiempo se quejaban. Nunca suficiente, a pesar de haber sido más que generoso con sus familias, amigos, vecinos... Después de tantos años suponía haber merecido algo para sí mismo, darse gusto... Todos estos largos años de la guerra y de postguerra y en la época de renovación no pensó en sí mismo; nunca pensó antes de esta manera. Pero, la perfumada y dulce Irena, toda para comersela de un bocado, tranquila y apasionada...nunca había presentado que la pasión amorosa podía ser tan perturbadora, dulce y obsesiva, que puede ponerlo tenso como en la lucha esto es incomparable con nada; más fuerte que Tito y el partido, de todo en el cielo y en la tierra. Simplemente inefable y sin comparación, esa dulce sensualidad suya.

Los primeros signos de intranquilidad mostraron su cara sardónica cuando empezó a dudar en su fidelidad o quizás todavía antes cuando se dio cuenta de que su virilidad cada vez menos respondía a las exigencias amorosas de Irena y cada vez menos apaga su incendio amoroso. Ese pensamiento le arrancaba el placer del primer humo y con frecuencia dañaba su satisfacción; veneno peor que los celos; aspiraba fuertemente el humo y le encalambraba las entrañas; la incertidumbre y ansiedad no tenían medida.

Cuando Irena una vez en broma sugirió algo como accesorios para hacer el amor, el hombre potente se avergonzó un poco; le incómodo hablar de eso, pero no protesto. Quería retenerla, hacer todo lo que ella desease y no hierla de nin-

guna manera. La arrugada cara de un viejo encogió sus hombros como un niño y ya con el primer barco el comandante de su mayor confianza le trajo las películas para adultos de ocho milímetros y un “palo para el masaje”. Hizo todo para agradecerle e impedir cualquier queja nunca dicha en voz alta. Hizo todo para que no le faltara nada del placer duro a la finalista de medicina.

Y duró un tiempo; ella se acostumbró pronto y le enseñó algunos trucos. Pero, a él le enojaba su sumisión al caucho liso, los ojos cerrados de Irena y pensar a quién ella imagina en su voluptuosidad violenta. ¿Imaginaría a sus amantes de los hogares de alumnos y estudiantes, gente joven sin padres con los cuales había pasado su niñez y juventud o los educadores con bigotes, sus desvaríos y perversiones? Un día puso todos esos accesorios para el amor junto con las películas en una bolsa y los tiró al mar más profundo, cuando de nuevo se encontró en su barca en alta mar, rumbo a Senj. Este tipo de ayuda amorosa solamente lo humillaba le recordaba sus años y le hacía cada vez más flácido.

Pero de Irenita no quiso renunciar; y si lo quisiera no podía. El olor de su intimidad lo acompañaba por todos lados. El agua y la comida olían a ella, ¡El aire se llenó de su mucosa! Conocía todos los olores íntimos de su cuerpo fuerte de mujer joven: aquel aroma suave de su cuello, estómago, de su pequeña espalda; luego el olor fuerte de sus axilas, el olor prometedor de su ingle, y, sobre todo, el olor de sus labios hinchados llenos de jugo...el sabor de voluptuosidad que se escurre bajo el perineo y los blancos muslos lisos... Podía alimentarse con ella por muchas horas; literalmente, pudo alimentarse con los bocados olorosos de la dulce Irena.

Y aunque se duchaba mucho (para que su esposa no se diera cuenta de nada), el olor de Irena no desaparecía sino lo llevaba constantemente en sí, literalmente en su propio cuerpo. El olor de sus jugos estaba en su boca, en el sabor del cigarrillo, en cada bocado y cada trago. Ese olor le llegaba de adentro.

Murió en el hospital, de anorexia rodeado de los mejores cuidados médicos, rodeado de odio y todavía peor de desdén indiferente. Todos lo sabían y todos estaban callados. Venían los médicos de Ljubljana y Zagreb; hasta el Hospital Médico Militar de Belgrado envió su mejor internista. Exhausto y delgado, sin nada de hambre y sin diagnóstico correcto, guardaba sus fuerzas para las oscuras visitas nocturnas cuando le llevaban a Irena a su habitación. Torturado por los exámenes e impaciencia era cada vez más débil y perdía la voluntad, la razón y el deseo a la vida, pero no resistía a los bocados nocturnos de Irena.

Pronto dejó de luchar y hablar y solamente por horas miraba fijamente la puerta blanca esperando la llegada de Irena. Sobrevivió por vía intravenoso días y semanas, pero no meses. Simplemente se agotaba; se apagaba sano porque no le encontraron nada en los pulmones; ningún proceso. Los médicos hace tiempo excluyeron una úlcera o un tumor en el estómago; el corazón latía normalmente

y se llenaba bien, ellos impotentes, solamente extendían sus manos. Todo estaba bien, b.o., y él se apagaba, languidecía y moría sin una razón médica visible.

La autopsia mostró que se trataba de un enorme bezoar. Su estómago estaba lleno de gruesos pelos enredados, mojados en los restos de sedimento del café. Su estómago lleno de eso, Jure hace mucho tiempo había perdido el apetito. La maraña apretada de vellos púbicos llenaba casi completamente su estómago.

LAS AMANTES DEL CIELO (La Rijeka Literaria, 1-2, 2016)
(Nebeske ljubavnice)

El principio de la discreción me impide decir cada detalle; de alguna manera también me conviene callar algún detalle jugoso. “La historia médica” de la Primera Mujer (por el momento la vamos a llamar así) la conocían todos, especialmente los mujeriegos locales y el público escondió que pasaba los días del aburrido invierno isleño mirando el circo de la mujer recién divorciada que reía constantemente.

Y ambas mujeres por casualidad entraron a mi familia o sea a nuestro clan. La primera se, como una más de las mujeres alegres y divorciadas, se casó con mi primo. No estoy seguro como lo eligió justamente a él: ¿quizás él más que todos se esforzaba y con su firmeza juvenil y persistencia compensaba la juventud limitada y perdida o era el único de los consumidores encantados con el arte amoroso de esta mujer bien conservada y divorcia, ¿le ofreció la seguridad matrimonial? Y la competencia fue fuerte de verdad; tuvo que ponerse en la fila con muchos y respetar el invisible horario de sus caprichos. Paciente y obediente, tenso, esperando la llamada y la señal acordada, fue muy aplicado cuando le tocó su turno. Apagando su *furor uterino* la ardiente divorciada sopesó por mucho tiempo, vacilo un poco, detalladamente comparaba a los posibles candidatos.

Quizás no fue todo tan legendariamente copulativo; no hay que creer en todos los cuentos de faldas, A la duda probablemente se añadió la falta de la menstruación y la buena educación cristiana de mi primo. Y después de la boda podría disfrutar cuanto quisiera y sin horario de aquello que antes recibía solamente en pequeñas porciones. Este joven bueno y trabajador en esta carrera por la simpatía, solía sufrir bastante por las burlas de su competencia, “los veteranos con experiencia” de las primeras filas en el campo de batalla. Pero, inmediatamente después de la boda “los perdedores” soltaron su malevolencia y en sus recuerdos de la guerra amorosa empezaron a exagerar demasiado.

Él se había iniciado entre los últimos jugadores del banco, pero no se entregaba; paciente, paciente y entero, despacio subió por la escalera de los amantes favoritos. Y no, no se jactaba ni hablaba mal de su competencia; era discreto cuando se hablaba de los deseos amorosos de la mujer licenciada, como si hubiera presentido que justamente él un día sería el único bombero de su fuego. Y mientras los demás en voz alta hablaban y agregaban abundante material, él defendía su honor y espinosos detalles con el silencio mudo y con salidas discretas del círculo de chismosos, de los hombres que se jactaban.

Los meses desde la decisión de que se iban a casar hasta el nacimiento de Vladimir, la Primera Mujer en la casa de la suegra paso el camino de puta indeseable y de bruja vieja *que ha seducido a un joven y honesto*, hasta la tibia aceptación sin muchas palabras y con embarazoso silencio. Después del nacimiento del nieto *la mujer voluptuosa*, poco a poco, pero bastante rápido devolvió su nombre cristiano y ya no se mencionaba su vida turbulenta de mujer divorciada y los cuentos de los mujeriegos locales que se jactaban.

Terminaron también los chismes pueblerinos, se pasó por todo, casi todo se olvidó. La gran desesperación de hace solamente un o dos meses ahora se aspiraba y tragaba en el silencio de la impotencia. Se acabaron las ofensas y palabras despectivas, toda la atención fue otorgada al pequeño Vladimir; el único nieto en la familia fue aceptado sin reserva. Demasiado mimado, se transformó en un mocoso malcriado: como si supiera que sería el único hijo de su bonita pero ya mayor madre y único descendiente de una familia que por parte del padre casi se apagaba. A la hermana mayor la disolvía el alcohol, y el hermano lo caracterizaba la dudosa inclinación sexual camuflada en un matrimonio extraño con una mujer del Terciario. La suegra y la nuera enterraron el hacha en una zanja poco profunda y en continua y afectada simbiosis continuaron su vida en la misma casa.

Esta coexistencia tuvo también su abstención gruñona y largos silencios oscuros. Se intercambiaban el olvido fingido, arrepentimiento falso y los recuerdos pérfidos; había de todo, de risa y de lágrimas y la vida siguió corriendo acompañada con los cambios del destino y de las estaciones, de las alegrías familiares y las peleas caseras regulares. Se escupía y todavía más lamía según el postulado usual de lambonería pueblerina, fingida rabia y verdadera maldad.

XXX

En los años cuando el hombre siente las primeras señales de impotencia y le parece que quiere perdonar, cuando la frescura de la memoria cubre la pesadez de la apatía y la mirada pesada de la indiferencia – ocurrió algo que no ocurre todos los

días. En su torneo de sermones y curaciones por las parroquias, el padre Sudac¹ visitó la catedral, dio algunos de sus sermones, mejor dicho, la presentación litúrgica mística para el pueblo. Atraída más por curiosidad que por el ardor de la fe, la ex divorciada y madre joven estuvo presente en la primera serie, luego en la segunda, tercera y a todos los sermones hasta el final de su visita; ni uno le pasó inadvertido. Y el ojo risueño y la risilla de algunas de las mujeres enturbio la piedad religiosa y abatimiento provocado por nada. Y en tan sólo algunos días, al escote lo cubrió una blusa cerrada hasta el cuello, la falda bajó profundamente abajo las rodillas y los colores alegres de la mujer bonita de dulce madurez, oscurecieron a colores gris oscuro. *Mezzoluto* – dirían mis paisanos, como si estuviera en un medio luto.

Siguieron las visitas regulares a las iglesias, confesiones y primera comunión, primeros bancos en la Catedral y participación en el coro de iglesia. Y quedó en eso, catarsis personal; por su iniciativa, casi todas las noches todos los miembros de la familia se sentaban alrededor de la mesa y rezaban el rosario. Una ronda, segunda, tercera... todos, sin excusa a media voz y con la mirada bajada, con ganas y voluntad. El ataque del ardor religioso se hizo irresistible; el entusiasmo religioso reemplazó todo. El pasado turbulento retrocedió ante los secretos de los últimos acontecimientos. Los malvados locales, aquellos mismo muchachos y maridos infieles, empezaron a burlarse todavía más; tal metamorfosis de una mujer divorciada violenta seguramente causó y algún otro daño y en seguida a todos se les ocurrió lo mismo:

*¡Tú seguramente lo haces poco, raras veces y no muy profundamente! ¿a? – ¿Ya no tiene ganas?, ¿a? No dejaron de burlarse de él porque querían saber algún detalle picante, así de paso, mientras pintaban sus barcas en el cabrestante e intercambiaban sus exageraciones de pescadores tomando *bevanda*.²*

Y todo ajustado igual que hace tantos años: el joven esposo encogía sus hombros y con una risa benévola por el momento paraba su sucia curiosidad y bromas desagradables que fácilmente se podrían convertir en un incidente. Les atormentaba su total silencio: triunfador o apenas penitente de una imprudencia y mala decisión. ¿Simples celos y el hecho de que la mujer divorciada cerró para ellos su tienda?

¹ Zlatko Sudac –sacerdote croata nacido en Rijeka (N. de la T.).

² Bevanda – vino mezclado con agua (N. de la T.).

XXX

¿Qué decir de la Segunda Mujer? Nos conocíamos desde la infancia a través de parientes comunes, luego no supe más de ella y olvidé por completo cómo era. Después de muchos años la encontré en su departamento en Londres. Muy lejos hacia (red) La *Central Line roja*, su dirección en el esquema del metro parecía bastante cerca y muy decente – sin embargo, ¡cuando se sale del metro a la superficie, nunca se llega allá! La distancia entre las estaciones era cada vez más larga, el centro de Londres ya muy lejos detrás de nosotros, casi en Francia.

Buscando la calle y el número, mi esposa y yo pasamos al lado del hotel *Apocalipsis* y ese nombre era el más apropiado para los acontecimientos que empezaban a ocurrir esta tarde. Este nombre también correspondía a la atmósfera del barrio y claramente anunciaba la condición de la dirección que buscábamos. El rascacielos era nuevo, construido hace no más de cuatro-cinco años desde que fue habitado. Y de nuevo nada: todos los vidrios en la entrada estaban rotos, todo lo que se podía mover demolido y despedazado, pintado con grafiti, vomitado y orinando. El mal olor y suciedad eran impresionantes, fuera de mi experiencia de Londres hasta ahora. No conocía tal Londres, la coexistencia entre la metrópoli y sus colonias en ultramar bajo el mismo techo de multiculturalismo. El apartamento no estaba tan mal, ¿o yo esperaba una catástrofe? Los genes dálmatas todavía estaban vivos y se preocupaban por que el pequeño departamento no adoptara completamente el estándar higiénico del edificio y barrio.

En la puerta nos esperaba una sorpresa muda: solamente una gruesa cadena a través de una boca abierta de par en par y un par de muy cautelosos ojos femeninos oscuros que dudosamente y confusos, observaron a un desconocido acompañado de una mujer desconocida que entre tanto trataban de mostrar un gesto de cortesía reservada. Claro y natural, La Segunda Mujer no me reconoció, yo la esperaba a ella en la puerta; me hubiera sido más fácil llamarla por su nombre y poner una sonrisa amable; viejo conocido.

– ¿Cómo puedes vivir aquí? – pregunto sin rodeos y con la mano hago un círculo mostrando la vecindad y todo el barrio. Pensaba que los recuerdos de una infancia común me daban derecho de preguntar sobre lo que en realidad me chocó.

– ¡Esa parte de Londres no es la peor! ¡Sí, existen y peores, aunque aquí los robos en las casas son muy frecuentes y también hay verdadera violencia; también has visto la basura y el abandono! Este es el barrio de drogadictos y de la gente desesperada; también, aquí viven los trabajadores pobres, generalmente sin empleo. Se las arreglan de alguna manera y viven en viviendas de interés social y con

la ayuda del estado. Entran a la fuerza en los departamentos y lo roban todo: todo lo que se puede en seguida vender en la calle. Las viviendas de interés social, ¿ah? Todo lo tienes claro; estos por lo menos están nuevos, y si hubieras visto aquellos viejos... Los barrios de los señores echan su basura a los vertederos de este tipo.

Lo importante es que existe algo peor, típico. Ya he escuchado demasiado sobre eso. ¿Cómo es que pueden? – solamente pensé.

¿Y la policía? – pregunté, aunque ya sabía la respuesta y decía tonterías: eso no es W1 o WC1, esto apenas es Londres, suburbio, solamente un sucio orillo de metrópoli.

A la policía no le interesa; interviene solamente si la sangre corre en abundancia; es especialmente sensible a las bombas, o al tiroteo – Melania no embellece nada ni en lo más mínimo, quiere dejar la impresión de gran conocedora del barrio y de heroína local – y eso siempre cuando la gente se pelea por la presa o si encuentran a alguien en el departamento... Esos no son verdaderos ladrones... sino gente desesperada, drogadictos en la última fase y de mente trastornada... Miserables peligrosos, si encuentran a un niño en el departamento lo echan por la ventana o lo hacen callar, todo a causa de identificación y testimonio, ¡horrible, mí Davor! La puerta de entrada y la cerradura son las fronteras de la libertad y única seguridad. Con eso no se ahorra, mira sólo la enorme cadena en la puerta principal.

No dijo todo eso en una frase, sino con dificultad y malestar muestra su miedo. El fracaso es una experiencia muy difícil. Es vergüenza frente a las ambiciones pasadas, imprudencia y entusiasmo juvenil que la ha sacado de la Isla.

¿Y tú? ¿Cómo estás? ¿Trabajas aquí, algo...? – Niego con la cabeza y le pregunto por su hermano; vamos hacia nuestra infancia y nos quedamos ahí. De paso le menciono algunos otros nombres, generalmente direcciones desconocidas y destinos inusuales perdidas a propósito en la mala memoria. La conversación interrumpida continúa sobre los meses de la infancia en Krk y la vida en Londres.

Maja todavía no se ha sentado; está parada y horrorizada con la conversación mira el departamento y aturdidamente observa las reproducciones sobre las paredes. No está acostumbrada a las pinturas de Giger. ¿No sé si el hombre puede y debe acostumbrarse a ellas?

– ¡Trabajas en *City*! Melania se sorprendió tanto que dio un paso atrás e incrédula, meneó con la cabeza. ¡Bravo, no está mal! Bishop's gate, lo conozco, ¡cómo que no! Un tiempo trabajé como camarera en aquel famoso *pub Dirty Dick* – y luego sigue el elogio a los londinenses; son clientes decentes a diferencia de nuestros hombres que pellizcan, borrachos y groseros de las posadas balcánicas. La fascinación con Londres y después de tantos años de trabajar como camarera y de vivir en las viviendas sociales no disminuyo.

Por fin, prepara el café, de alguna parte llegó volando la botella de ginebra; si su marido hubiera sido un Dálmata seguramente empezaríamos a cantar, pero no era. Mike es irlandés demasiado enamorado de la cultura celta y la temprana iglesia irlandesa. La rica biblioteca casera dice que nunca ha dejado de buscar el Santo Graal y admirar los milagros bíblicos y todo eso que hace mucho tiempo ocurrió en su Irlanda y algo en Gales; poco o nada en la Tierra Santa.

El Celta fascinado con los milagros y cosas extrañas ausentemente toca la guitarra y sorbe la ginebra. No ha aprendido croata ni junto a su hijo de cinco años. De las paredes nos observan figuras repugnantes y anatomía enferma; miedo para los ojos y ansiedad por una eternidad inconsolable; ansiedad condimentada con necrofilia y pedofilia; los cascos y los cuernos, la carne construida dentro de las máquinas, mucosa y mierda abrazados con sangre y saliva. En esta época Giger todavía era anónimo, solamente para los “gastrónomos”; *Alien* fue filmado solamente un año antes; el ilustrador y arquitecto suizo esperará algunos años más su fama planetaria.

Mike con su sonrisa victoriosa se dio cuenta de mi distanciamiento de la “belleza del horror”, de las reproducciones de Giger y el malestar de Maja. Ansiosamente esperaba sus nuevas víctimas para contarles, tomando ginebra y fumando *joint*, su concepción del mundo y el trágico futuro del mundo. Y en estas tesis y combinaciones suyas había de todo: desde la historia comparativa de la Iglesia empezando por allá con el Arzobispado de Jerusalén y José de Arimatea hasta el Graal, probablemente escondido en Gales y la descendencia de Jesús cuyos descendientes ya hace dos mil años gobiernan en el mundo; desde los acontecimientos paranormales, los espíritus caseros y conspiraciones de masones; del esoterismo egipcio hasta la conjura de los Sabios de Sion. Y todo eso ya por años se amontona y hierve en la cabeza de un hombre joven, descuidado y desnutrido de ojos vidriosos, deseoso de público casero, de cualquier público.

Le entregué correctamente el envío de su terruño y no volví a visitar a Melania. No la busqué ni en su trabajo, aunque me dieron la dirección *donde se puede comer bien por poco dinero*, No quise escuchar excusas y quejas de camareros. Luchando con las ilusiones ya perdidas de la metrópoli, en permanente búsqueda por un local decente y ganancia fácil, no dejó de tener conflictos con los dueños barrigones de pequeños restaurantes o con un poco más agresivos pero atractivos chipriotas. Y los dos lo sabíamos: no quería que la viera como con sonrisa servil en la cara tensa y con las manos llenas de copas y paltos anda de una mesa a otra.

No hay nada malo en trabajar como camarera ni ella ocultaba su trabajo de la gente; Melania vivía por su Dalmacia y todo lo que hacía lo hacía en Londres. Esa iconografía de Londres en su casa en Zlarin tenía un brillo mundano y era

más fuerte que las piernas llenas de venas, de cada marco alemán ganado por un obrero venido a Alemania y de la sonrisa burlona de los isleños ociosos y dormilones. No quería desengañar su país natal y como si nunca hubiera viajado a ningún lado.

Traducción: Željka Lovrenčić

Davor Velnić (1953) vivió y trabajó en Italia, Reino Unido, China y en el Lejano Oriente. De momento vive y trabaja en Zagreb. Desde el año 1995 cuando empezó a publicar sus obras de prosa, publica sus ensayos, reseñas y críticas en las revistas literarias croatas. Entre otros, escribió sobre Francisco de Asís, Slobodan Novak, Grgo Gamulin, Miroslav Krleža, Noam Chomski, Yukio Mishima, Henry Louis Mencken....

Desde 2003 hasta 2009 fue redactor en jefe de la revista literaria *La Rijeka Literaria* y redactor de muchos libros de autores croatas.

En el periodo entre 2009 hasta 2011 preparó y redactó (con ayuda de Tonko Maroević, Antun Pavešković e Igor Zidić) la obra seleccionadas del escritor Slobodan Novak.

Es autor de diez libros. (Ž.L.)

CARMEN VRLJICAK VERLICHAK ■ PROSA

ESTO SUCEDIO ASI

El inquieto Freud, que siempre amó a las letras – otro tema es si las trató como corresponde –, convocó a una mesa redonda de escritores, (sin público ya que era su primera prueba).

Lo había llevado a esto la idea de que cada uno era único en su especie y pensaba que era dudoso el darles categorías de grandes o pequeños.

Freud tuvo éxito en su convocatoria. Vinieron casi todos, y junto con los escritores llegaron algunos de sus hijos más queridos y más problemáticos.

Edipo, hijo dilecto de tantos – no de los dioses, sin duda – exigió que su participación fuera al aire libre, al sol. Había vagado tanto por los bosques de Eritrea después de su aterradora desgracia que no se acostumbraba ya a los lugares cerrados. Esto le planteó desde el vamos un problema a Freud quien se encontraba incómodo fuera del escritorio y sin el sillón desde donde administraba las almas.

EL PRIMER ENCUENTRO

Con todo, Freud accedió. Él y el tebano dialogaron en el mismo cruce de caminos en el Edipo encontró la desgracia junto a Layo, su padre, el rey de Tebas. Más allá del camino, se extendía un bosque de encinas agoreras. Era el atardecer, la hora del recuerdo y el recuento.

Edipo era entonces un anciano astroso. Mostraba en su cuerpo que el sol lo había seguido desde hacía mucho, precisamente desde ese día en que la primavera se burló de su desgracia. Edipo había sido un hombre seguido de súbditos, lisonjas y oro. Luego en el bosque, sólo la dignidad lo rodeó.

(Freud pensaba en los alegres días de Viena, antes de que se destruyera el dorado sueño imperial).

(Edipo pensaba en los amados hijos, la querida esposa y el padre desconocido que solo apareció para convertirlo en parricida.)

Freud y Edipo hablaron así:

– Edipo: Cuando yo estuve aquí solamente estaba cumpliendo mi destino, maté a mi padre, pero no lo sabía. Después mi esposa fue mi madre; tampoco sabía eso.

Cuando supe la verdad me arranqué los ojos, no pude soportarlo (de eso no dijiste nada en tu extensa obra). Lo único que te importó fue usar mi nombre; no te importaron ni mi decoro, ni la dignidad que recobré vagando mis últimos años por los bosques ayudado por la desdichada Antígona, mi hermana hija.

– Freud: También yo salí de una catástrofe; me dejaron en libertad porque hubo quienes se interesaron por mí.

– Edipo: Por mí se interesó Sófocles y mientras haya hombres se horrorizarán y temblarán al mirar mi destino. No hice más que cumplir con el oráculo.

Freud – Nadie se sustrae a su destino.

Edipo – Pero tú me convertirse en Edipo, el eterno errante; ahora no sólo vago por los bosques de Tracia; todos los siglos y todos los libros llevan mi nombre. No descansé en vida y tú no me dejas descansar en la muerte. No creí que fuera tan eterno matar al padre. No soy el primero que lo hizo ni seré el último: sin embargo, soy *El Castigado*.

Cuando era joven, antes de que Sófocles empezara a nombrarme, teníamos un río, Freud. Un río que tanto nos servía para el olvido como para la muerte. Era el Leteo.

Deberías saberlo ya, el olvido es necesario y la muerte también.

Freud – Pensé que tu sacrificio no sería estéril, que serviría a otros; aprenderían o, al menos, comprenderían. Pensé que tu ejemplo resonaría como resuena el cuerno de caza en el bosque; en ese momento, todos saben de qué se trata.

Edipo – Nosotros también hacemos resonar los instrumentos en la ceremonia fúnebre. Y eso es todo. Después los muertos descansan en paz.

LA LOCURA

Estos fueron diálogos que llevaron muchas horas. Cuando la noche estuvo duramente estrellada y el azul del cielo era definitivo, se encontraron Cervantes y Dostoievski. Ellos prefirieron sentarse en una roca; hablaron sobre la locura.

(Cervantes pensaba en Los hermanos Karamazov. Dostoievski en el Quijote.)

Dostoievski – Nadie dio vida a la locura como vos, Miguel. ¿Te puedo llamar Miguel?

Cervantes – Puedes, aunque desde que era niño ya nadie lo hace.

En ese entonces jugaba con los otros sobre el pedregal; mi máxima aspiración era ganar en algo. Un día caí y me lastimé. Y los chicos siguieron corriendo y se atropellaban; no repararon en nada.

Pero para mí cambió todo, no sé si como en el camino de Damasco. Después de unos momentos me recobré, sentí que por mi frente corría sangre -poca- y el dolor no era muy fuerte. Pero seguí tendido en el piso, alejándome cada vez más del que había sido. Fue algo palpable, te diría. Yo ya no fui el mismo. Mientras veía y oía a los chicos, sentí que un mundo nos separaba. El que se me presentaba a mí se alejaba vertiginosamente del de ellos, de los juegos bruscos y simples de la aldea, de los gritos de los pastores, de los rezongos de la posadera. Y así me alcanzó la locura. Empecé a viajar con mi imaginación y nada me detuvo. Y fui derecho al corazón de los continentes, al corazón de los mares y al corazón de los hombres. Con ellos me quedé y descubrí que el fuego que bulle en algunos seres es más grande que el que hay en el fondo de la tierra, superior al de los volcanes. Y que hay lágrimas que queman más que la lava.

Desde ese día soy Cervantes.

Dostoievski – Nadie como vos para eternizar a un loco.

Cervantes – Es bueno ser como Sancho Panza, él es un hombre de la tierra, sabio y común. Pero al final también se equivoca. Porque es bueno ser loco.

Dostoievski – Esa es la tragedia, la vida común no nos alcanza. Para eludir la muerte o el tedio – es lo mismo – debemos luchar contra molinos de viento o escribir novelas ejemplares.

Cervantes – Escribí El Quijote y después no pude superarme ya.

Dostoievski – Superaste a casi todos.

Cervantes – Soy un hombre feliz. A veces estoy más orgulloso por cómo perdí mi mano que por haber escrito El Quijote. A veces a la inversa. Pero tengo la gloria por los dos.

Tú te torturaste bastante; y hoy no hablaste nada de ti.

Dostoievski – Solamente que nunca soy el mismo. Nuestra raza es así; he sufrido por ello, por mi propia imprevisibilidad, por mi sensibilidad extrema. Un día, al igual que tú, para recobrar algunas partes de mi ser me hice escritor. No creas que entre los Karamazov Aliocha es tan diferente a Dimitri, es solamente que lo asiste otro momento. También por eso escribí Crimen y castigo. El Ras-kolnikov que mata es el mismo que se redime.

LA SOBERBIA

Mientras hablaban, amanecía en el Adriático. El aire fuerte había estimulado a los presentes y muchos se sintieron con deseos de hablar. Había una larga lista de protagonistas quejosos por el tratamiento que les dio su autor. Entre ellos, quizá el más enojado era Gregorio Samsa, a quien Kafka, sin más, convirtió en cucaracha una mañana.

Samsa – Actuaste como el más impiadoso de los dioses. No tenías derecho.

Kafka – Así me sentía yo, así es la deshumanización del hombre. Debía dejar en claro la frialdad de algunos padres. Es aterradora a veces. Recuerda que también escribí *Carta al padre*; allí había mucho dolor.

Samsa – Sí, pero yo me había conformado con mi papel de hijo. Sabía que no me querían, pero no lo tomaba a la tremenda. Pensaba que en todo caso más adelante me vería con Freud, como de hecho sucede hoy. Fuiste soberbio, no contaste con que siempre hay parte de la verdad que se nos escapa.

JUAN RULFO Y EL OTRO

(En esa noche que ya no está y nunca fue más que en el dolor, Pedro Páramo piensa en vos, Susana San Juan. Pedro Páramo está muerto, y sin embargo la noche del desamor lo desvela.)

Rulfo – en Comala no hay aire porque hubo mucho fuego, el que encendió Pedro Páramo; su fuego lo abrasó a él mismo.

Como a mí, que me quema la tierra, me quema el aire, me quema el deseo.

El otro – Fuimos muchos a los que desveló el desamor, casi todos...

Rulfo – ¿Pensaste en qué sería de ustedes los poetas si no existiera el amor, si no se sufriera de amor?

El otro – Lo peor es la madrugada.

Rulfo – Hay muchos amores y algunos no se sacian nunca. Los peores no se sacian, son los que nacen del rencor.

El otro – No hay rencor si no hubo deseo.

Rulfo – Somos de las tierras calientes y nos hiere el rencor, nos hiere el deseo y la pobreza tanto como nos hiere el sol del mediodía en los ojos.

El otro: Yo preferí quedarme en el frío. Upsala me vino mejor. Yo los soñaba, alguien me soñaba a mí, ahora sé que eran los mismos personajes que me soñaban a mí.

Rulfo – No sabes lo que es sentir las noches calientes cuando el dolor se materializa, cobra cuerpo y llena todo.

El otro – ¿Qué diferencia hay entre el sueño y la muerte? ¿Entre mis soñadores y tus fantasmas que pasean por Comala?

Rulfo – Mis muertos están vivos. El sueño y la muerte son iguales, son lo más real que hubo jamás.

EL DECIDIDO

El esforzado Héctor, excelente padre, tierno esposo y valiente guerrero, fue víctima de la desmesura de Aquiles quien, sin piedad alguna, arrastró sus despojos por las murallas de Troya a la vista de un padre, el inconsolable rey Príamo.

Héctor y Hamlet tuvieron un sereno encuentro.

Hamlet – No dudaste nunca. Sabías ya de tu desgracia y, sin embargo, seguiste tu camino.

Héctor – No podía dudar; eran los tiempos de la epopeya, no era yo un moderno. Cuando comprendí que la diosa Atenea me quería perder, sólo me restó luchar hasta ese final que siempre llega.

Hamlet – Y no te arrepentiste.

Héctor – No lo hacemos quienes nos defendemos.

Hamlet – Tampoco los de Troya eran tan inocentes.

Héctor – No lo somos jamás los hombres.

Hamlet – Te envidio.

Héctor – Lo sé.

LOS EXILIADOS

Los exiliados – lo dijimos antes – son legión. Entre ellos se encontraron Ovidio y Dante.

La noche anterior a abandonar su tierra hablaron Dante y Ovidio; estuvieron presentes otros que hablaban por los innúmeros de quienes no quedaron ni el nombre ni la memoria.

Dante – Escucha, afuera sopla el viento amenazante. Nos arrastrará a todos.

Ovidio – No somos los primeros en desgarrarnos así. Compórtate.

Dante – Sabrás pronto qué duro es subir los escalones de los poderosos.

El croata – Nosotros siempre anduvimos por patrias ajenas llorando la nuestra; nuestros hijos recuerdan lo que nunca vieron.

Ovidio – Siempre se persiguen las ideas...

Dante - No son las ideas; a nadie le importa lo que pienses, importa que no lo digas.

Ovidio – Tampoco yo veré los olivos al caer la tarde; no lo puedo imaginar.

El croata – El Mediterráneo es todo uno. Consuélate así. Pero quién cuidará mi ciudad si cruzo el Atlántico. No estaré cuando se enciendan las luces en la catedral.

Ovidio – Al menos sabrás que existen; las recordarás. Para ello los poetas tenemos la palabra.

EL SILENCIO Y LA PALABRA

Se trataba de eso. Todos sabían de que la materia que les daba vida, esto es, la palabra, era algo que se podía deprecia. Por eso algunos quisieron pensar que quizá el silencio fuera más valioso.

Y el hasta ahora enigmático Principito se mostró por primera vez punzante.

El Principito – Hay demasiadas palabras ya sobre la tierra, tantas como iniquidades.

(En realidad el que hablaba era Saint-Exupery que, más informado que otros, estaba muy dolido porque sus frases se estaban usando en publicidad “Lo esencial es invisible a los ojos”, pregonaba una compañía de teléfonos.)

Mientras sobrevolaba Francia, antes de que me abatieran – continuó- veía cientos de almas que cada minuto se despegaban del suelo dejando sus restos en el barro. Eran tantas que ya no estoy seguro de que hubiera alguien para recibir a todas.

Les recuerdo que ninguna de nuestras palabras evitó esa guerra, ni las otras.

FROM CONTEMPORARY ESSAYS

VIVIR DENTRO DEL TIGRE EN 'EL TIGRE', DEL
CROATA **TOMISLAV MARIJAN BILOSNIC** ■
COMENTARIO DE DAVID CORTÉS CABÁN

Crear en Salamanca tiene la satisfacción de publicar este comentario que, sobre el poemario de Bilosnic traducido al castellano por Zeljka Lovrencic, ha escrito el reconocido poeta y ensayista David Cortés Cabán (Arecibo, Puerto Rico, 1952). Cortés Cabán posee una Maestría en Literatura Española e Hispanoamericana de The City College (CUNY). Fue profesor adjunto del Departamento de Lenguas Modernas de Hostos Community College of the City University of New York. Ha publicado los siguientes libros de poesía: *Poemas y otros silencios* (1981), *Al final de las palabras* (1985), *Una hora antes* (1991), *El libro de los regresos* (1999), *Ritual de pájaros: antología personal* (2004), *Islas* (2011) y *Lugar sin fin* (La Otra, Colección Temblor del cielo, México D. F., 2017. Prólogo de Orlando José Hernández e ilustración de portada de Carlos Maciel Sánchez 'Kijano'). Sus poemas y reseñas literarias han aparecido en revistas de Puerto Rico, Estados Unidos, Latinoamérica y España. En 2006 fue invitado al III Festival Mundial de Poesía de Venezuela, y en 2015 a la Feria Internacional del Libro de Venezuela (FILVEN), dedicada a Puerto Rico. Ha participado en los Festivales Internacionales de Poesía de Cali, Colombia (2013), y de Managua, Nicaragua (2014). En 2014 fue invitado a presentar "Noche de Juglaría, cinco poetas venezolanos", en Berna y Ginebra, Suiza. Ese mismo año la Universidad de Carabobo, en Valencia, Venezuela, le otorgó la Orden Alejo Zuloaga Egusquiza en el Festival Internacional de Poesía. Reside en la ciudad de Nueva York desde 1973.

*Aquí estoy, dentro de ti
justo y limpio como el verdor...*

T. M. B.

Hay un tema fundamental en el libro *El tigre* del poeta croata Tomislav Marijan Bilosnić que define el sentido del lenguaje y de una realidad imaginable solamente para quienes pudieran tener un corazón de tigre. Es posible que el poeta Marijan Bilosnić posea ese corazón, y exprese el secreto que encarna su historia

personal, o lo que inventa su concreto vivir dentro del tigre.¹ El poeta Alfredo Pérez Alencart ha querido darnos una impresión del tigre en el prólogo: “Leo estos hermosos cantos y recuerdo al tigre que vi soleándose en un árbol caído, a orilla del río Manu, en las selvas peruanas de Madre de Dios, donde nací...”² A esos recuerdos de la niñez, liga Alencart el tigre de Tomislav. Y ese tigre perdido entre los árboles del bosque eleva su imagen sobre el tiempo para reconocerse en la historia del tigre que ha creado Marijan Bilosnić, un tigre cuya imagen brota intuitivamente para adquirir múltiples formas y sentidos en la poesía. El tigre infinito, el tigre fantástico y humano que recorre los versos de Bilosnić ¿será el mismo que vio Pérez Alencart? O el que vio W. Blake (1757-1827): “Tiger, tiger, burning bright / In the forests of the night...”; o el que anduvo por la prosa de Atsushi Nakajima (1909-1942): “Me había convertido en un tigre. Al principio no confié en mis ojos.”³ O el que vio Borges (1899-1986), en *El oro de los tigres* (1977): “Después vendrían otros tigres, / el tigre de fuego de Blake; / después vendrían otros oros...”⁴ También el poeta mexicano Eduardo Lizalde (1929) posee su tigre: “Hay un tigre en la casa...” dice en el poema “El tigre”. Es decir, el tigre de Blake no termina en la poesía de Borges, ni la rica exploración de su imagen concluye en la secuencia de los versos de Marijan Bilosnić, pues los tigres extienden sus vastos dominios y vencen el tiempo, se impregnan de climas y realidades que nos seducen por su fuerza y misterio. Esto sucede con el tigre del poeta Marijan Bilosnić. Su libro atractivo y emblemático lleva la imagen de un tigre que la pasión del pintor español, Miguel Elías, ha colocado en la portada.

El tigre que extiende su imagen por los límites de estos poemas, es ante todo un tigre cuya realidad humana nace de una intuición, según todos los tigres que en la tradición literaria nos transmiten un juicio poético. Las experiencias de la vida del tigre y su realidad y circunstancias humanas descansan sobre la fuerza del lenguaje que lo convierte en pura esencia poética, sin la cual posiblemente tendría aquí su imagen el menor interés. La grandeza reside en la visión que transmite y proyecta su peculiar transcendencia. No es este un tigre destructivo,

1 Tomislav Marijan Bilosnić, *El tigre*, Salamanca, Trilce ediciones, 2017. Traducción y notas de Zeljka Lovrencic. Prólogo de A. P. Alencart y pinturas de Miguel Elías.

2 El Río Manu se localiza al sur del Perú y recorrer todo el territorio de la región de Madre de Dios. El Parque Nacional de Manu fue declarado por la Unesco como Patrimonio de la Humanidad de la Reserva de la Biosfera, en el año 1977.

3 Atsushi Nakajima, “La luna sobre la montaña”, en *El poeta que rugió a la luna y se convirtió en tigre*. Madrid, Hermila Editores, S.L., 2017. Kindle Edition.

4 Jorge Luis Borges, *Poesía completa*, New York, Vintage Español, Random House, Inc., 2012. Uno de los libros de esta antología se llama *El oro de los tigres*, publicado en 1977. Me refiero aquí al poema que con el mismo nombre aparece en la página 380.

o de acciones que lo reduzcan a una imagen nefasta del mundo. Por otra parte, este es un libro de un sostenido lirismo que salva al tigre de la excesiva animadversión de quienes ignoran su humanidad. El tigre de Marijan Bilosnić es ante todo, poesía profunda, armonía que traza rigurosamente los destinos del tigre y el equilibrio de una voz que vence todo tipo de ingenuidades para comprender la peculiar andadura de un felino que suelta su candorosa presencia por el mundo. Esto es lo que recoge el corazón del poeta para interpretar la vida del tigre, para interpretar sus circunstancias. De ahí la pasión por rescatar al tigre en la riqueza de la imagen lírica que permite acercarnos a su porte y nobleza:

Estoy acostado en la cama
 Mis ojos oscuros pasan a gatas
 la pared de la pieza
 Estoy pensando sobre el origen del tigre
 Me pregunto
 ¿Conozco su estilo?
 ¿Quién es él?
 Su imagen
 es lo único que me sonrío
 Cuando entró
 al espacio vacío
 cuándo las estrellas
 precipitaron
 sus genes
 Cada día lo menciono
 y mis antepasados
 lo invocaron
 Mis bigotes
 se hacen preguntas en los labios
 ¿De dónde es el padre del tigre?
 ¿De dónde su madre,
 la que nunca lo menciona?

(“Pensamiento sobre el origen del tigre”, 33)

Pero, ¿cuáles son los motivos que proyecta la vida del tigre y qué lo hace accesible a nuestra mirada? ¿Qué naturaleza reviste su aura de confiada apariencia? Un tigre es un tigre y pensamos que no está consciente de su vivir. Pero su presencia inspira más de una profunda inquietud, más de un riesgoso acercamiento. De

ahí que su mundo esté ordenado sin complicaciones, sin que el poeta tenga que incurrir a vanos cuestionamientos sobre la vida. Por eso el tigre fluye en la palabra poética dándonos una sensación de humildad y grandeza. Esto lo advertimos en la forma más humana posible, hurgando en la mirada del niño la vislumbre del tigre, visto amorosamente como un amigo cercano en el acento precoz de aquella primera realidad que iba a persistir en la mirada del poeta para siempre:

Un tigre con el hocico amarillo
lame mi rostro
Él habla por mi boca
Lo que él dice está envuelto en mi corazón
Su lengua como gota de resina
se pega a la retina de mis ojos
De noche en noche él viene a encender la vela
impulsando mi sangre

(“El tigre habla en mi boca”, 18)

No nos sorprende que el tigre de Marijan Bilosnić viaje del corazón a la mirada, y de la mirada a la profunda dimensión que traza su recuerdo en el tiempo. Él mismo nos mostrará el asombro, la primera evocación de aquella lejana memoria que dio origen a la imagen del tigre, al paisaje de su yo sostenido en la mirada del tigre. Y asimismo en la visión temblorosa que proclama el imaginario poético que le da forma: “Tigre es una de las primeras palabras / Llegó cuando yo era un niño solitario / Cuando mi padre iba de paseo / Cuando mi madre le ponía demasiada pimienta a la sopa / sé que él todavía existe...”, dice en este texto (“El tigre es la primera palabra”, 19) y, más adelante:

Estos poemas, igual que el tigre, fueron arrancados
de mi silencio que se prolongó
durante el mes de diciembre
Ellos no se dirigen a nadie en especial
El tigre está listo por fin a dejar la niñez
dejar la poesía
y volver de nuevo a la primera palabra

(19)

Contemplando aquí al tigre, veremos que encarna multitud de imágenes que insistentemente reiteran variadas facetas. En él se cumple el destino y la esencia que reflejan el yo del poeta. Un yo que se extravía en una mirada que proyecta

el profundo sentido de la existencia. En efecto, un yo cuya dinámica nos dice que hay muchas maneras de sentir la realidad. Esto lo conoce Marijan Bilosnić no como una pretensión personal, sino por el sentido humano que determina la voluntad del tigre:

El tigre es por sí mismo fuente
El tigre es por sí mismo objetivo
El tigre se hace a sí mismo
El tigre es fruto de sí mismo
El tigre es la organización de la vida
su mística
El tigre es el poder
cuando es, él es
cuando aparece, él aparece
cuando existe, él existe
y cuando desaparece, él queda
El tigre es cada sentimiento
El tigre es cada sentido
El tigre es todo valor
él es yo mismo

(“El sentimiento del tigre”, 35)

Para que el tigre no quede perdido en el tiempo, o demasiado lejano, el poeta lo ha convertido en esencia viva de la palabra. Ha evocado las vivencias que lo exhiben aquí para que reconozcamos los signos que lo hacen memorable. Por eso, en este marco de referencias, ha puesto el poeta su yo para corroborar la conducta del tigre. Y declara irónicamente: “El tigre empezó la guerra con los escritores / él no les deja escribir versos / él considera que ninguna frase es buena / para él, cada palabra es una espina en su cuerpo.” (“El tigre entre las duras tapas del libro”, 37). Lo que exactamente quiere decirnos Bilosnić es que estamos ante el problema de la creación; el del tenaz enfrentamiento del poeta con el lenguaje, ese escurridizo ideal de una perfección siempre inalcanzable. De ahí que la percepción del tigre vaya mucho más allá de lo que pudiéramos imaginar como tangible realidad: “Los tigres se esparcieron por todas partes / y a sus huellas se engancharon / las ranas atigradas como estrellas / manchadas de nubes.”, afirman estos versos (52).

Así, todas las realidades del tigre fluyen como la vida en el tiempo. Pero de un tiempo donde el tigre parece flotar aisladamente, como sumido en otro paisaje. Ese que en la urgencia misma de la palabra transparenta su mundo, un mundo

que no terminará nunca por completarse. Esto el poeta lo sabe desde el momento mismo en que el tigre renace mostrándonos su inmutabilidad, y las circunstancias que recalcan aquí su vida y su fatalidad: “La persistencia de mirar es parte de su reconciliación / él acepta una relación corriente / una imagen que cruelmente lo acompaña”, subrayan estos versos (62); y, otros: “El tigre renunciará a todo / si tan sólo se le acercase un desdichado solitario / para compartir con él la frescura de la noche” (64). Lector, ¿no sientes aquí la hondura metafísica del yo solitario, de la invisible realidad que transforma el mundo del tigre? ¿Cómo esclarecer el amor y la salvación, la angustia y la soledad, la visión y la naturaleza del tigre? ¿Cómo referirnos, sin equivocarnos, a su modo de sentir la vida?:

El tigre quiere despertar su fe
El tigre quiere encontrarse con todos los seres vivos
Al tigre lo desgarran las dudas
él no ve el sentido de su vida
El tigre vaga por la selva buscando el camino recto
su vida le es monótona y aburrida
está solitario
está molesto
está amargado
rechazado y abatido
El tigre siente que algo pasa con él
el tigre sufre
cayó en tremendas adicciones
El tigre es prisionero del pecado
El tigre quiere librarse del pecado
Lo oprimen grandes problemas
él no ve la salida

(“El tigre vaga por la selva”, 65)

Hay en la poesía de Tomislav Marijan Bilosnić muchas maneras de acercarse al mundo del tigre. No es el suyo un mundo absoluto, ni plantea un solo modo de ver la vida, ni sugiere tampoco una sola manera de ver la realidad. Por eso la vida del tigre contiene también signos dolorosos y enigmáticos: de un lado, la realidad material del día a día, la problemática de la existencia; y del otro, la visión poética del entorno. Y cualquiera que sea su postura, tendrá que estar relacionada con la realidad seductora del mundo. Es decir, con las cosas que resaltan su condición humana frente a la realidad exterior, y por una conducta que buscará mantener una actitud reflexiva ante el mundo:

El tigre hace ruido
 El tigre marca el límite
 El tigre está abierto
 él orina
 El tigre se retira
 El tigre se esconde
 El tigre es vulnerable
 él es de seda
 El tigre corre
 El tigre se transforma
 Se transfigura
 como la luz
 que cae
 como la nieve
 dos veces arada
 Eso significa que el tigre hace el amor
 o simplemente ama
 sin preocuparse porque
 lo miran sorprendidos
 como si se hubiese atado
 a la tierra

(“El tigre es de seda”, 72)

Habrà que recordar que los seis apartados del libro ⁵ tratan de un solo tema: el tigre. No hay aquì desviaciones desde el punto de vista temático. Por eso dondequiera que miremos la imagen del tigre estarà presente. Y los títulos mismos funcionaràn como claves de lo que más adelante revelaràn los textos. Por esta razón nos abren una puerta hacia aquello que esperamos encontrar en la lectura. Por otro lado, para Marijan Bilosnić el tigre es un ser que afirma su presencia a través de las más dramáticas experiencias de la vida. No pretende entablar conflictos ni luchas destructivas con nada. Existe porque la poesía existe, y porque su historia es también la historia de la poesía. Y si por alguna razón hubiera un conflicto en su vida, serìa solo como una actitud para confrontar el sentido de su presencia en el mundo. O para ver su sombra desplegarse por los grandes abismos de la vida, y hallar las razones que testimonian sus pasos. Esto es así porque en el sentido más humano de la palabra el tigre no añaora nada, no es un ser obstinado, va de

⁵ El libro está compuesto de seis secciones que forman un solo bloque, de manera que la transición de un apartado a otro fluya libremente sin interferencias que impidan ver con claridad cómo se desarrollan y se relacionan los textos.

un lado a otro sin complejidades, hurgando en su mundo personal el drama de su propia existencia. Y es natural que así sea porque estamos ante un tigre cuyo corazón está dentro del poeta “justo y limpio como el verdor”.

Por eso su vivir se parece a la voluntad que amorosamente lo sostiene, como sugieren estos versos: “Si aumentáramos el número de tigres / podríamos multiplicar el arte del amor / ponerlo en un anillo / y siempre estar abrazados.” (73). El tigre que abre las sendas de estos caminos amorosos parece hacerse eco en todos los tigres del mundo, parece hacerse eco también de aquel pensamiento de Borges al recordar a Shelley en “La flor de Coleridge”: “todos los poemas del pasado, del presente y del porvenir, son episodios o fragmentos de un solo poema infinito”⁶. Estas razones podríamos igualmente aplicárselas al tigre de Marijan Bilosnić, un tigre que desciende de la antigüedad para convertirse en el protagonista de esta poesía, en su presente y futuro: “cada tigre es Siddhartha... / cada tigre es Lao-Tsé... / cada tigre es Basho” (83). Y otra vez, al sugerir el anhelo y encantamiento del yo poético: “El hombre tiene derecho a ser tigre” (89). Ciertamente es hermosa la evocación del tigre que encarna estos textos.

Según Bilosnić todos tenemos derecho a convertirnos en tigres. Esto sería lo que por vocación y lucidez estética deberíamos ser. Convertirnos, justamente ahora, al final de la lectura en el Tigre (que) en Ítaca escucha la canción /... (y) canta en el silencio / El silencio es su hogar. (127).⁷

Invierno, 2019

Nueva York

⁶ Jorge Luis Borges, *Inquisiciones y Otras inquisiciones*, Buenos Aires, Editorial Sudamericana, S.A., 2011, p. 161.

⁷ Las palabras entre paréntesis son mías.

STANKA GJURIĆ ■ FOUR ESSAYS

A Fortress

The place where I live is my fortress and my shelter. There I love you tenderly with a steadfast love of a devoted animal. I cannot escape the fate allotted to me by your slowed down, deliberate movement. You want to keep me in the shell from which I originated, heal my shrieking wounds with the warmth of your palm. You could not have known that after you I would not love anyone else. Not that I would not be capable, but because I do not want to. Much of the good that was in me has disappeared with your leaving, while the undesirable persists. I fear the unknown in me. I need the sun into which I can gaze persistently, to be warmed by the constancy of the inescapable. My steps take me in a failsafe direction on their own whenever I think with the complex, unwavering essence of myself that keeps me afloat, safe. In a sense, all is as I expect it to be, like a still, turbid, harmless and drinkable liquid. Everything that crosses that threshold, relinquishes the allegiance of obligation; an opportunity to be worthless even in the deferred humbleness. Yesterday I said to my dog: "Never be so undignified as a human being."

When I manage to see through you all, you still remain resolute in your duplicity, carefree in your own eyes. My exposure strikes a glancing blow against you like a downy fan, barely caressing you with a gesture of truthfulness. Because the person who is not sincere with himself, cannot be honest with others, cannot feel the blows of unrecognized honesty.

You will deny me without realizing that, with that you will deny yourselves, betraying me in your inner being, which your awareness is unable to reach. In spite of everything, in a small way certain particles remain open, pure as newly born fidelity. If you ever realize this, it will be too late just the same; if you are able reach the core from which you came to be, touch it and recognize it, you will understand that there is nothing more precious and powerful than such humility. Perhaps I will be still inclined toward you, in the story for which I myself wrote the ending.

In the room with a scent of a male, cigarette smoke, delight and recklessness. I will touch you in the middle of the heap, find you in whomever, fall asleep with you, even when everything in me resists it, altogether unnecessary intimacy for me, for I want my fortress just for myself, my home in moments of subconsciousness, to which entry is reserved only for those gone unreservedly.

Beyond the horizon

In what way could people achieve happiness, at least that aspect of happiness in which they would be free of any needs except for those worthy of a human being that sustain them in life? It is probably already too late for something like that. We have created far too much to be able to give things up, to forego things in the name of idyllic spiritual satisfaction. We readily replace it with contentment derived from the fact, for example, that we possess a certain object. Therefore, the right question is: how can a person be happy, given he is for example healthy, has a warm place to live, but can't afford certain material things that his friend possesses nor a career he once dreamt of?

Does our happiness or our notion of it depend on the perspective from which we view it? After all, someone who is well off, healthy, surrounded by family and blessed with good health can also be unhappy. It all depends on the viewpoint of an objective observer from the sidelines and from within the person himself.

When we get sick and after we recover we often say we did not even know how fortunate we were when we were healthy. This sense of the lost or missed feeling of happiness is very true.

Glancing at a passer-by who has what we perceive as the misfortune of a physical challenge, seldom makes us realize, unfortunately, if we don't have the same sort of challenge, how happy we should and could be.

Must we always experience something negative in order to recognize what is good, to fall, in order to know what it means to be standing? It seems that to appreciate our current state for what it is, given we are relatively content with it, is not enough in order to achieve real happiness in our life. It seems that a person needs much more. Is it because of the social environment that knowingly poisons us by introducing ever-changing values, or does each person do this to himself because it is in his nature, in the nature of man, that he always recognizes happiness when it is already too late?

Making the same mistakes, tripping on the same particulars time and again, constantly placing the same obstacles before ourselves, we are marked by disap-

pointments that arise from practically nothing. It seems that I, like you reading this, am nothing more than a puppet on a string controlled by some unknown forces beyond our reach with no possibility of change. Indeed, the good fortune we are not in a position to recognize, even though it rests in the simple essence of minimal or no desire for unnecessary material things, is the least that a person can attain, but in a certain sense he is not allowed even that.

I repeat: perhaps it is simply human nature to be that way and the rest (a state of seclusion attained through a distinct discipline like the one of eastern gurus) is an artificial satisfaction with age-old basic human needs that emerge from a certain kind of compulsion. It is in the nature of this particular beast, so to speak, to always be somewhat dissatisfied. Dissatisfied with what he has, whatever it may be, and the amount he might possess. I cannot say that I know of any wealthy person whose happiness comes from what they possess, even if they possess good health. It is not even unusual for the extremely rich to be inclined to seek more than what they already possess, even when everything in their life is seemingly perfect.

Thus, it is quite possible that certain individuals who choose to return to basic human needs, to a pastoral way of life, can find fulfillment in what every person seeks within themselves regardless of their actions which seem to resist it.

Would a simplified life bring us closer to happiness, would it give us peace and contentment in spite of the constant longings of the monster in us? Even in ideal circumstances people think of things that are not within their horizon and are beyond the possibilities of their situation. Reaching beyond that horizon is not unusual for them. We cannot truly understand a person's pain or their suffering from an illness if we ourselves have not experienced it. We cannot know how they feel or what they are going through so we cannot base our happiness on the fact that we are healthy and someone else is sick, because we are not in a position to understand the specific burdens of the two opposite states of being. We can only recognize the difference between them and become aware that one state is more desirable than the other, but then we remain at the level of an ill-informed person groping in the dark without knowing how to turn on the light.

We will probably feel but a momentary satisfaction at the point when we recognize that we do not carry the undesirable condition of someone else. But recognizing this will not make us behave better towards ourselves or another person. We will very quickly return to our autistic world where we suffer from the impossibility of attaining true happiness, which, like a bird with its wings tied, waits in vain within us to be freed.

In suspended time

Twelve years of absence and silence. As though he left on some long journey and is unable to come back. But he did not forget us. That's the way I think of my father. At times, I miss him so much that I feel the need to scream until I faint. I want to at least hear him, but the old cassette recordings are too painful to listen to in that suspended time lacking the promise of any hope. That's why I don't play them. God knows how in many other such "living moments" I could have heard him, but I let them pass. I wrote poems and found myself in an inescapable loving embrace. Indeed, like all those who take all such things for granted. I did not know that that one day I would miss him so much and that I would feel badly for not seeing him and talking to him more often after I left the family nest. Sometimes I ask myself whether we love our parents sufficiently enough, or more precisely, do we love them in the way that they actually deserve to be loved? Can we really imagine that they will be gone one day and that we will feel helpless and deserted like small infants? Dying is really inconceivable in the way it comes about, even though it is easily predictable by the very nature of our existence. However, it is as though man does not believe in death. Even though he witnesses it, he conceives and recognizes it only at a safe distance to be able to ignore its threat of finality at his own peril and the peril of those he loves. It appears as though the "world of dying" around us is not sufficiently close to become emotionally acceptable (that's why perhaps we live as though we will exist forever), and even the disappearance of our loved ones does not serve as a lesson of any sort. Is it because there is something rooted in us that deep inside we refute the possibility of our own irreversible leaving? Is it because of this state of mind that we are able to carry on? Clearly, the "experience of death" is totally insufficient to act in such a way to adequately appreciate the lives of those closest to us. The time we are unable to spend with our family and children, because other things are more important to us, is lost forever. At the moment when we decide on what and how to do something, we do not envisage the possible loss and the irreversible. Inert at times, at times preoccupied with success and/or material things, we give up things which at that moment we are unable to appreciate. Actually, a person seeks new pleasures and thrills in everything. As though he is somehow unable to function otherwise, possibly because, it seems, he urgently needs adrenaline in order to attain that which is less important but which he experiences more powerfully, even though it is at the expense of enduring values whose reality seems to be frozen in time awaiting faithfully to be recognized sometime in the future. Still, he will miss those things that he set aside that were once very close to him, even though without any great remorse. Always

floundering in the same things, he chooses the here-and-now if only because it carries some kind of a promise or can adequately excite him. For man's priorities are frequently things that are detrimental because compellingly and inexplicably they cannot be deferred. In a certain sense, everything that can wait, awaits him in the end. But at the same time, in a certain sense, that same thing slowly disappears, and of this people are insufficiently aware. The things that appear to be important to them, containing the attractiveness of a quick fix which will give them a sense of excitement, will often compete with their relationship to those who are irreplaceable. Unfortunately, it is this that becomes decisive and what alienates a person from himself. Much too often, he cannot resist the challenges that push him away from the sacred role of inner commitment, goodwill and attention to those closest to him, which at the same time is his seldom recognized need that he managed to defer, but for which he will never be able to reach again.

Hooper's love

The meaning of love in all its forms and types is a trusted and completely emotional mode of survival. The more ways a person is able to love, the greater the possibility of fulfilment and spiritual development. As we get further and further removed from nature in this day and age, in order to satisfy our emotional and intuitional needs, that olden, primordial refuge, an oversensitive need grows in us to substitute that separation in some way or with something else.

Rare is the person who has not experienced love for animals, and when that mutual animal-human predisposition is truly reinstated, be it in nature or in one's home, it is one of the most beautiful demonstrations of unconditional loyalty. Those who have decided not to have a household pet, should think hard about that, because contrary to general thinking, the love we extend to our pets does not suppress our love for humans, but quite to the contrary it actually spiritualizes our relationship with others in general. It is true that a person can sometimes be inclined toward a pet as a kind of companion, but that is mainly because in that reciprocal attachment and need, he most likely found something that he could not find elsewhere.

We often ask, why is it that we can love animals so readily and simply? It is because it is almost impossible to get angry at them, they cannot disappoint or offend; in their spontaneity, they are very much like small, helpless children, harmless, sincere. Above all, when their survival depends on man's care, they become touchingly and actually inhumanly loyal. The person who has never felt

the closeness of an animal, which is only possible if he lives immediately close to it, cannot understand what he is missing because it is practically impossible to describe that relationship based on mutual trust, as well as emotional interdependence. I would like to describe that relationship hoping that I will not lapse into inevitable sentimentality.

I too did not believe earlier that I would be able or even want to establish any kind of contact with, or at all communicate with a small domestic “intruder”, especially not with a greenish-yellow feathered parrot who, “blame” my parents, found its way several years ago into our home. With a child’s impatience and suspicion, I wanted to love it “now or never”. In a way, I wanted to absolve myself as soon as possible in order to start this unavoidable yet peculiar relationship without any unnecessary pangs of conscience. All the more so since it was decided that the “chatty flyer” should live outside his cage, hence in the privileged and secure environment enjoying the maximum freedom of our home.

Of course, the bonding, at least in the way I imagined it, was not possible. Love comes with time and not without effort. Gradually I started to realize that I had to hold back in trying to feel something more than pleasure for the pet, because at first it too accepted me with the same distrust. But such an easy-going companionship to which you wake up warmly disposed to day after day, cannot be dismissed as harmful as far as love goes. Soon enough, without me even knowing how, or when it started, I felt submerged in that certain familiar, but nonetheless distinct and new feeling. Suddenly I could not be separated from that feeling and asked myself rather contritely how could I have actually existed up to then without it? At the same time the newly discovered emotions were nothing less than a deeply rooted expectation, an extension of an opportunity for self-expression and fulfilment, which, though buried, ultimately surfaced and which I inconspicuously recognized as my self-gratifying, inalienable nature. All of a sudden it became easier for me even to love myself because through this simple love I came to know things about myself which I could not have otherwise learned. Responsible for the onset of all this intoxicating and sudden unavoidable outpouring of sentiment was none other than that tiny little parrot.

Many years later the parrot’s place was taken by a playful black mutt, Hooper. Even though everybody thinks that it is easiest to love a dog (to some extent they are right, but only when they are not in a position to establish a more intimate bond with another household pet as a result of not trying), I maintain, and this time from personal experience, that it is not easier than loving any other animal. Moreover, I maintain that every pet can be as (emotionally) intelligent as the amount of attention one pays to it. From the moment that dog started to come to my home, and it was not my doing, I wanted to spare myself the agony in the

event that I lost him. But because here again I did not have a choice, of which I am now glad, I had to take him in whether I wanted to or not.

In spite of the immeasurable sorrow at the loss of a pet (I intentionally avoid the word *perish*), which is undeniably equal to the one felt at the loss of a close family member, since the animal assumes the emotional rank felt towards a human being (something that evokes among the uninitiated a disdainful sneer), one should not evade the pleasure of that almost unattainable, irreplaceable, unobtrusive love and friendship. It is actually more than understandable then, that a person can love an animal so much and become so attached to it, though admittedly for very selfish and fundamental reasons.

Today my dog teaches me subtle tolerance and steady patience. I do not know anyone who possesses these two qualities in a more obvious way. That canine, or more generally, that animal wisdom, is so exalting, that it is an irreplaceable loss if it slips by for whatever reason. The joy of giving and caring for such a creature that depends on us and that is exposed to our impulses and whims, is, without exaggeration, what I can call an exceptional and unparalleled blessing.

It is touching to see a person who is loyal to another person (to the extent possible, of course), when he selflessly cares for the disabled, children, elderly, strangers; when he participates compassionately and conscientiously in all humanitarian activities and relations, when he is there be it in sorrow or joy. But there is something, by all realistic expectations, if you will, in this world of increasing alienation, to which we should be less inclined, somewhat less subordinate and loyal, contrary to all anticipation, in the form of love of animals that hastens into our embrace, though caught in the snare of man's own choosing.

Translated by Vladimir Bubrin (Toronto, Canada)

Stanka Gjurić was born in Čakovec and lives in Zagreb. She is the recipient of many awards, amongst others the Zvonimir Golob Award for 2007, awarded by the Association of Veterans and Widows of the Homeland War from Podravka. Her poems have been published in journals and anthologies, and in 1988 in Santa Cruz and in the American *Anthology of World Love Poetry*. Gjurić tried her hand at television presenting and at acting, and so she played a role in Rajko Grlić's English movie *That Summer of White Roses*. She is a columnist and an essayist writing about life and people in many daily and weekly papers. Since 2006, she has been making short films, authoring the entire process herself (shooting, directing, editing, screenwriting). She has participated in international film festivals around the world with several of her films and has been awarded several prizes. Gjurić has published eight books of poems, an audio cassette of erotic poetry, and six books of prose.

**38TH ZAGREB LITERARY TALKS –
CROATIAN LITERATURE IN THE
EUROPEAN CONTEXT (Part 2)
(5–8 October 2017)**

DUBRAVKA SESAR ■ ON CROATIAN LITERATURE IN THE SLAVIC AND SLAVICIST CONTEXT

Even today, there are serious misconceptions about Croatian language and literature in Slavistics, which our Croatistics has failed to eliminate because, much like other national philologies, it generally looks at problems “from the inside” rather than “from the outside”, and this primarily from a Slavistic perspective. Brozović argued that the history of Croatian literature is no simpler than the history of the Croatian language, and that the two “are one of the most original European cultural-linguistic phenomena, in some respects absolutely unique, so they cannot be compared to any other development, Slavic or non-Slavic.”¹ This is true, but, using the concept of phonological opposites that reveal minimal differences between the smallest language units, I would add that the originality and “incomparability” of the Croatian language and literature to other languages and literatures are, in fact, their *distinctive features*. Each language and literature has certain historical, genetic, typological, cultural and other features that set it apart from others, particularly from those that it is most similar to (like twins). We can talk about an “atypicality” of the Croatian language situation between 1945 and 1995, particularly if we take into account the self-censorship of Croatian linguists,² but this too is not an exception in the Slavic world; it is characteristic of all *asymmetric* language relations in multi-national states, and there were three such Slavic states – the Soviet Union dominated by the Russian language, Czechoslovakia dominated by the Czech language and Yugoslavia dominated by the Serbian language.

The social status of language is necessarily reflected in literature, particularly in the relationship of philology to “small” and “great” languages and literatures in these languages. When it abstracts the criteria of the science of literature, Slavic philology implies that only “great” languages can birth “great” literatures. This is well illustrated by the place of two generationally close Ukrainians in 19th century literature – Gogol who wrote in Russian and Shevchenko who wrote in

¹ D. Brozović, “Povijesna podloga i jezičnopolitičke i sociolingvističke okolnosti” (“Historical background, and linguistic-political and sociolinguistic circumstances”). In: *Najnowsze dzieje języków słowiańskich. Hrvatski jezik*. Opole: Uniwersytet Opolski, 1988, p. 8.

² *Ibid.*, p. 3.

Ukrainian. Both had a great influence on the development of the literary languages that they wrote in, that is, on great philologists – codifiers of contemporary Russian and Ukrainian. Why Gogol has entered the circle of European and even world writers, and Shevchenko has not – is a rhetorical question.

What is the interrelationship between Croatian language and literature like? Unlike Brozović, I do not think that “sometimes a literarily rich period from a sociolinguistic point of view is less fortunate or at least less important than some other, which would be given a much weaker literary grade.”³ On the contrary, I think that Gorshkov⁴ is right when he claims that it is literature – and not linguistic philology – that plays a decisive role in the formation and legalisation (or, according to Brozović, in the *standardisation*) of every literary language. It is difficult to find an example of a literarily rich period which is for some language less important or unimportant, while it is quite easy to find examples of harmful linguistic interventions and arbitrations that have proven to be amiss in the normative sense. As a product of the creativity of the free spirit and mind, literature is largely immune to unnatural linguistic interventions, often subordinated to current needs and problematic social imperatives. Literature primarily strives after artistic and aesthetic values, and “in passing” spontaneously records all language phenomena relevant to a particular period, witnessing the linguistic nature and cultural affiliation of the idiom that it uses and that it itself shapes. That this is so is demonstrated by all the “great” and “small” European languages: what Dante is for Italian, Shakespeare for English and Jan Kochanowski for Polish is what Držić is for Croatian. Had Croatian literature succumbed to the linguistic *reform* of the *Vukovci* (as linguistics; Croatian *Vukovci* were Croatian linguists who aspired to model the language of literature on the reform of the Serbian folklorist and linguist Vuk Karadžić near the end of the 19th century), writers too would have neglected their literary heritage at the end of the 19th century. However, they continued to “live the full life of their linguistic tradition. In their works, language remained the way it has always been in its uninterrupted continuity.”⁵

As a Slavicist, I cannot agree with Croatists either who claim that the standardisation of the Croatian language started not earlier than the mid-18th century. After its Glagolitic pre-history (which is also a *distinctive feature* of early Croatian literacy), it had to have started in the 16th century at the latest, that is, in the

³ D. Brozović, “Hrvatski jezik, njegovo mjesto unutar južnoslavenskih i drugih slavenskih jezika, njegove povijesne mijene kao jezika hrvatske književnosti” (“Croatian language, its place within South Slavic and other Slavic languages, its historical changes as the language of Croatian literature”). In: *Hrvatska književnost u evropskom kontekstu*. Zagreb: Liber, 1978, p. 23.

⁴ A. I. Gorshkov, *Teoretičeskie osnovy istorii russkogo literaturnogo jazyka*. Moskva: Nauka, 1983.

⁵ R. Katičić, *Novi jezikoslovnii ogledi*. Zagreb: Školska knjiga, 1986, p. 112.

Renaissance,⁶ when the question of *national* languages (*questione della lingua*) in literature in all Western European cultures was resolved. In the civilisational regions that Slavia Latina has occupied historically, only the Croats and the Poles had a High Renaissance – the former a Renaissance of the Mediterranean type, the latter a Renaissance of the Central European type. In the Slavic and Slavistic context, this is the first and the most fundamental *distinctive feature* of Croatian literature (and thereby of the Croatian language, regardless of its heterogeneity). From amongst foreign Slavists, this fact has been best understood and accepted by the Polish Croatist Joanna Rapacka, author of the capital *Lexicon of Croatian Traditions* (*Leksikon hrvatskih tradicija*, Matica hrvatska, Zagreb, 2002). In the other cultures of Slavia Latina (the Czech, Slovene, Lusatian, and partly the Slovak culture), whose 16th century was dominated by the Reformation (Slavia Reformata), literature remained in the shadow of linguistics and translation (of the Bible, ancient writers and European classics). They were given primacy in the formation of their *national* literary languages only in the second renaissance – the National Revival movement and Romanticism. The same has also occurred in Slavia Orthodoxa, that is, throughout the entire East Slavic civilisational circle, where literary creativity has for centuries been associated with the Church Slavonic language tradition. According to philologists from this circle, the actual creators of the Russian language and later of the other languages of Slavia Orthodoxa are great and important 19th century writers (Pushkin, Gogol, Shevchenko, Franko, Kupala, Kolas, Botev, Vazov, Radičević, Jovanović Zmaj, Njegoš, etc.).

It should be noted here that Slavistics has not accept the term “standard language”. Dictionary entries in their most recent editions show that the vast majority of codified Slavic languages are traditionally called literary, and that the term “standard” is explained differently: either as a synonym for “literary” (e.g., in Russian, Slovak, Bulgarian dictionaries) or as a term with multiple meanings which can refer to schematic (template, bare) language or even programmed language in the function of bare information (e.g., in Polish dictionaries). Accordingly, the process of linguistic “standardisation” is understood as a process of the standardisation and codification of literary language, in which, according to Russian authors (e.g., Gorshkov), belles-lettres plays a decisive role. Such an approach contradicts Brozović’s thesis that some language may be literary and at the same time not be standard.

Defending the thesis that the formation of the Croatian literary language (*standardisation*) began with the emergence of *national* language in Renaissance

⁶ For more details, see: D. Sesar and I. Vidović Bolt, “Zlatno doba slavenskih književnih jezika” (“The golden age of the Slavic literary languages”). In: *Slavenski jezici u usporedbi s hrvatskim II*, D. Sesar (ed.). Zagreb: Filozofski fakultet, FF press, 2011, pp. 17-33.

literature (as in Poland), we arrive at the following cause of the Slavacist misconceptions about Croatian literary history – so-called *regionalism*, which modern philology interprets in an entirely novel way.⁷ Slavistics regularly understands regional literature as literature that has no nationwide meaning (such as Kashubian literature in the Polish context), and dialectical literature as literature written in some organic idiom, usually determined by some localism. For this reason, Slavistics does not understand that the Croatian dialects (of highly unusual names which do not refer to specific regions as in other Slavic and non-Slavic languages) are not dialectological categories alone, that is, raw, organic idioms (dialects), but are also historical versions of a heterogeneous (*three-in-one*) literary language, or at least its highly cultivated interdialects in which artistically valuable literary works have been written. This is truly a unique case in the Slavic world and yet another *distinctive feature* of the Croatian language and literature.

Croatistics has been making a big mistake when it links linguistic regionalism with literary regionalism. Literatures with regional linguistic features exist in the other Slavic cultures as well, but they do not correlate linguistic regionalism – particularly historical regionalism – with literary regionalism. Petr Bezruč is a Czech national poet, although he wrote his *Silesian Songs* in a Silesian dialect. Bohdan Ihor Antonych is one of the greatest Ukrainian national poets, although all his poetry is interlaced with the idiom spoken by the Lemkos. There are only a very few foreign Croatists and Slavacists who differentiate between the regional and the national in Croatian dialectical literature. Literature does not fit into their understanding of the Croatian dialectological situation, so a translation of Goldoni into contemporary Chakavian or of Shakespeare into the Kajkavian idiom of the Croatian language is an unusual, “exotic” phenomenon (Jakšić’s Chakavian translation of Yesenin was understood similarly by the Russians at a conference in Saint Petersburg in 2000).

“Small” Croatian literature requires a clearer definition of regionalism with respect to the ambiguity of the term “dialect”, which is – much like literary language – not only a linguistic, but also a sociocultural category (in linguistics this is called a cultural interdialect). Knowing this, Dušan Karpatský included in the great Czech anthology of Croatian poetry *Koráb korálový* (*Coral Ark*, Prague, 2007), along Krleža’s *Balads*, both Domjanić and Galović. He, of course, also included Marulić, Hektorović and others. Regardless of the “regional” Chakavian of his *Judith*, Marulić is for Rapacka a Croatian national writer because: “Marulić’s position is not based on the place he takes in a periodisation scheme,

⁷ This question is dealt with in much detail by the great Polish anthology *Języki mniejszości i języki regionalne*, E. Wrocławska and J. Zieniukowa (eds.). Warszawa: Towarzystwo Naukowe Warszawskie, Instytut Sławiastyki PAN, 2003.

but rather on the place he takes in Croatian culture.”⁸ Because of an imprecision in the application of linguistic criteria in the periodisation of the history of Slavic literary languages, verified literary-historical criteria have traditionally been used. However, they too can create confusion, usually due to temporal shifts in the spread of certain cultural formations, shifts that make it impossible to shape a “universal” Slavic periodisation. For instance, the “golden age” of national literature – which is also crucial for the history of language – traditionally appears (as a *term*) in Polish, Czech and Russian philology (in the Polish and the Czech it is the 16th, and in the Russian the 19th century), while in Croatian philology it is explicitly used only by Slobodan Prosperov Novak in his book *Zlatno doba. Marulić – Držić – Gundulić (The Golden Age. Marulić – Držić – Gundulić, 2002)*. Such a chronological approach – the one also used by Rapacka – would strengthen the place of *the golden age* (as a timeframe housing Zoranić, Hektorović and other contemporaries of Novak’s three writers) in the periodisation of the Croatian language and literature, bringing them thus closer to other Slavic and European literatures.

Confusion is also created by differences in the definition and hierarchy of literary-historical periods. Accordingly, for Croatists the Renaissance is a concept superior to the concept of Humanism, while for Slavicists it is the other way round: Humanism is a wider concept that was given life to in two ways – as a Renaissance and/or as the Reformation. Proof that this approach is more accurate lies in the fact that Humanism also reached indirectly such Slavic regions as the Russian which have no tradition based in either the Renaissance or the Reformation. This may also be one of the causes of failing to understand the Renaissance as the source of the Croatian literary and linguistic tradition.

Although the discussion about different theoretical approaches and opinions could continue, the fact remains that Croatian Renaissance literature has remained almost unknown to Slavicists, and that the linguistic misconceptions and doubts since the 19th century to date have rendered it a marginal, almost miniscule “regional” phenomenon, and this applying criteria which are not applied to other national literatures. Rapacka identifies the cause of this in the traditional division of competencies between literary historians and philologists who neglect the poetics and stylistic features of literary works in different periods (an example of this is the Czech stereotype of the Baroque as a “dark age” of linguistic history, which was controverted by Alexandr Stich in his textological studies).

Can we talk about literature and not talk about language, and vice versa? In the Croatian case, we obviously cannot, because this is necessary for our un-

⁸ J. Rapacka, *Zaljubljeni u vilu*. Split: Književni krug, 1998, p. 23.

derstanding of the Croatian literary-linguistic history and present, and this not only in the Slavic context. Jakobson's idea "that both the linguist who is deaf to the poetic function of language and the literary theorist who is indifferent to linguistic issues and is unfamiliar with linguistic methods are equally *glaring* anachronisms"⁹ opposes the division of philology into a science of language and a science of literature. Due to this division, there is today, unfortunately, a decreasing number of examples of the synthesis of the linguistic and literary-scientific approaches to literary texts. Since they do not take into account the share of literature in linguistic development, the generally accepted geographic, genetic and typological criteria of the traditional division of Slavic languages into the West, the East and the South Slavic languages are most certainly insufficient for our understanding of their specificities. What is particularly irrelevant to linguistic development is linguistic kinship, which as a genetic-linguistic category has nothing to do with the *civilisational upgrade* (Brozović's term) of language. It is a widely known fact that it is defined by extra-linguistic factors, first and foremost by social circumstances, and this regardless of whether they are favourable or unfavourable for literary creation. Literature is the art of words, and linguistics is not, and for linguistics to be a science, it should not distance or even isolate itself from the art that language has served for centuries in the most complex of ways and using the most subtle of means.

Translated by Ana Janković

⁹ R. Jakobson, *Studies in verbal art. Texts in Czech and Slovak*. Ann Arbor: The University of Michigan, 1971, p. 116.

GORAN KRNIĆ ■ CROATIAN LITERATURE IN GERMANY TODAY – PRESENCE, RECEPTION, RESEARCH

Exactly ten years before the presentation this text was based on, in the autumn of 2007, at exactly the same place, the Croatian Writers' Association in Zagreb, the Zagreb Literary Talks were held. The topic was *Croatian literature at European universities*, and the author of this paper focused his contribution on the position of Croatian literature in the German academia and the general position of Croatian literature in Germany. Ten years later, the most recent Zagreb Literary Talks are an ideal opportunity to explore what has changed since and what the situation is today.

The common denominator of the aforementioned presentation and other presentations at the time was anxiety, particularly considering the context of researching and teaching the Croatian language and literature at German universities, as well as dissatisfaction due to the indifference of the wider Croatian public and inefficiency of Croatian institutions.

The unsettled terminological position of the Croatian language and literature within the South Slavic system was also marked negatively, as was the lack of reception of Croatian literature among the German readership. On the other hand, reasons for satisfaction were found in the quality of research, teaching, translation, and authorship, as well as in certain indications of a strengthened Croatist identity and presence of Croatian literature, so the glimmers of optimism seemed justified. Hope stemmed from two events that took place at that time: the presentation of Croatian literature as the focal point of the esteemed Leipzig Book Fair in 2008 and the founding of the German Croatian Studies Society in 2007.

Where does Croatian literature stand today in Germany? We will examine answers to the question primarily through the prism of academic literary Croatian studies, with an overview of the reception of translated literature, and on the example of the German Croatian Studies Society. Other aspects, although very interesting, such as the position and the role of the Croatian public and institutions, and the Croatian diaspora in Germany, are left to be tackled in other pieces of research.

The structure of German universities has undergone exhaustive changes since the beginning of the new millennium, from the Bologna reforms through a growing importance of the criterion of cost effectiveness to the trend of detachment from the humanities (and within the field of philology, the deviation of literature from language). Minor departments, such as Slavic philology sections, encumbered by their own issues (i.e. dropping out of the centre of attention after the Cold War), fared poorly in the new circumstances. Some Slavic studies departments were closed, some were crippled, and part of them had to change course. Consequently, having to fight for independence from Serbo-Croatian studies and deal with the post-war loss of media attractiveness, Croatian studies were also put in a precarious position.

Ten years ago, the process was still very fresh, so the concern was quite understandable. The initial shock passed, and the situation has since stabilized, with research and teaching Croatian literature conducted in stable yet significantly narrower circumstances than twenty years ago. Croatian literature is still researched and taught at about fifteen universities and the number has not changed considerably, which, despite the drastic drop that ensued at the end of the 20th century, is not the key question nor a major issue. The manner and the context of the presence of Croatian literature at German universities is more important than bare figures. This is where issues arise, not only in terms of content but also with respect to an overview of the condition in two segments. Croatian studies lectures are mostly incorporated in the South Slavic philology system, with the names and portions of specific elements in the structure varying. Furthermore, Croatian literature within Slavic studies is not a constant, and there are departments and majors where it figures as the backbone of the studies, whereas elsewhere it is reduced to an exotic comparative item on the course list.

The Croatian media often tackle the issue of German academic insistence on “Serbo-Croatian studies” or the so-called BCS block (Bosnian, Croatian, Serbian). Their approach is mostly banalizing and politicizing, habitually adding fuel to the fire to get an extra click or like. Political approaches to solving the issue pursued by Croatian institutions, despite certain developments in Austria, are mostly doomed to failure, partly due to their unsystematic and politicizing nature. Therefore, the situation has barely improved in the last ten years. There are very few thought-out and meaningful initiatives; German Slavic and Croatian studies experts are very rarely included; the discussion scarcely brushes on research, profession, and practice. Consequently, the long-awaited centre for the research of Croatian language and literature, a German *Croaticum* as it were, has not yet seen the light of day. It still remains to be seen whether the recently

founded Council for Learning and Teaching Croatian as a Second, Foreign, and Hereditary Language would bring about any change.

As far as studying Croatian literature goes, there are no independent university programs of Croatian studies in Germany, and they are only available in combination with Serbian studies or as part of the South Slavic studies at few German universities. To be exact, out of 89 baccalaureate majors offered at German South Slavic studies in the winter semester of 2017/2018, only four of them referred to South Slavic studies, that is Croatian/Serbian studies (in *Gießen*, *Jena*, *Regensburg*, and *Halle*), whereas nine universities (*Göttingen*, *Bamberg*, *Freiburg*, *Hamburg*, *Heidelberg*, *Konstanz*, *Munich*, *Tübingen*, and *Berlin*) allow for Croatian language and literature to be selected as the first or second course within the Slavic studies. Other universities sporadically offer Croatia-themed courses, mainly for comparative purposes, but we cannot speak of a more significant contact with Croatian literature in university programs (which, of course, does not exclude the possibility of a research approach to Croatian studies-related topics). Within the 13 Slavic studies departments, the quality and quantity of literary activities in terms of Croatian studies vary appreciably, depending on the program, the teaching and research staff, various forms of cooperation, and other factors.

By way of a conclusion, we could state that the times of a more prominent presence of Croatian literature at most German universities have passed never to return again, but also by emphasizing that this per se is not dramatic. Focusing on several outstanding centres, developing a high-quality research and teaching staff with support from Croatia, and fostering a prolific cooperation and exchange can lead to ensuring a good future for Croatian studies in Germany. Resolving identity and terminology issues and founding a university Croatian studies centre would be the icing on the cake. The worrying and saddening aspect is primarily the fact that all of these elements were warned of ten years ago in an identical manner, and have been warned of since, but no noteworthy progress has been achieved.

Contrary to this, the conversation on translation and reception of Croatian literature sparked more optimism, considering the fact that the early years of the 21st century saw a steady increase in the number of translations. A growing number of small publishers included Croatian writers in their portfolios, and more and more of them boasted translations to German. Moreover, Croatia invested into translations, which culminated in the expected guest appearance at the Leipzig Book Fair. A decade later, we can draw parallels with the academic situation and conclude that this aspect has also changed insufficiently, but in a different light. In terms of the academia, the disaster many had feared was sidestepped, whereas in the literary aspect, the impetus we had all hoped for missed out. The

Leipzig momentum was not utilized, nor were the numerous subsequent opportunities to step out.

Here as well, as in the analysis of the university context, we detect a discrepancy between quality and quantity, but with a different undertone. It is a fact (and a quite pleasing one at that) that an enviable number of literary works of Croatian authors has since been translated to German. However, it should be clearly stated that the existence of translations means nothing per se, and everything that follows the publishing of a book belongs to the sphere of upgrading, logistics, and cultural marketing, which is, unfortunately, one of the sore spots of the Croatian cultural policy. The following questions, therefore, arise: what happens to the works of Croatian writers in Germany after publishing; how are they received among the audience and how do they resonate; do they have a readership and who is their audience? It is much more difficult to gauge these answers than to enumerate university majors, so one can only hope for research into the reception of Croatian literature in Germany in the near future.

Nevertheless, without detailed research, it is clear that in Germany, without taking into account the narrow circle of experts and insignificant parts of the diaspora, the reception of Croatian literature as a whole in the traditional philological sense does not exist (nor does the reception of Croatian film or music). Stylistically or thematically, works of Croatian authors do not form a discernible entity in the mind of the German recipient. This, however, is not surprising, and it is even less problematic. What is important is the individual reception of Croatian authors (readers are aware that these authors are Croatian, but this fact does not carry any weight in terms of marketing as it did during the Homeland War, that is, the way it does today for authors from Syria).

Literary connoisseurs in Germany could have definitely encountered names such as Zoran Ferić, Miro Gavran, Ivana Sajko, Edo Popović, Irena Vrkljan; most of the translated works have been followed up on through reviews, presentations, theatrical staging, features in magazines and anthologies, research papers, occasionally even awards (let us mention the most recent example, the Dr. Alois Mock Europa-Preis awarded to Miro Gavran in 2017). This has albeit been happening largely under the radar of the general public, only to recently see two pieces by two of the most prominent Croatian authors breaking through the barrier and appearing in important newspapers and magazines, in radio and television shows, even on top selling charts. In late 2016, Austrian publishing company *Wieser*, one of the most active publishers of Croatian literature in German, published a monumental translation of a monumental novel, *The Flags* by Miroslav Krleža. This captured the attention in German-speaking countries, unusual for both Croatian literature and for the reception of Miroslav Krleža's work. As

one of the numerous illustrations of this, we can single out a review by writer and critic Karl-Markus Gauß for the reputable *WDR*, which began as follows: “Peoples of Europe, pay attention to this author.” Only several months later, Frankfurt publisher *Schöffling & Co.* published another great Croatian literary saga, a more recent one this time, the novel *Rod* by Miljenko Jergović, which has also been very well-received.

Jergović’s novel has met with numerous positive reviews, even accolades, in almost all of the most important German, Austrian, and Swiss media outlets, and it has been selected among the best books published in a specific period. This has launched Jergović, until then the best known (or the least unknown) Croatian author in Germany, into a higher category of recognition and renown as one of the rare living stellar authors in the entire South Slavic region.

The success of these two publications might serve *to trailblaze further deliberation on how to support the presentation of Croatian literature in German-speaking areas (and the placement of other important translations, such as *The Ballads of Petrica Kerempuh*, published by DHK in 2016, which has still gone unnoticed in Germany)*. The German market is not disinterested, and Croatian literature does not lack authors worth presenting to the international audience, so it is even more regretful that the two worlds fail to meet, that those who are supposed to cater to this connection fail to make it easier, and even make it more difficult.

Increasingly often can one hear more and moral vocal requests for founding a public agency to service and support the presentation of Croatian culture, primarily literature, the kind that exist and function successfully in many countries, some a lot smaller than Croatia, even neighbouring ones.

*The third element to be touched upon here could be vital for activities aimed at promoting Croatian literature in Germany. What I am referring to are experts in the field. Experience has shown that all attempts to intervene from Croatia, particularly from higher echelons and by individuals with political ambitions, have been doomed. The only way suitable to foster positive changes is through professional discourse, cooperation, assistance, and exchange. By way of an example, we shall mention the German Croatian Studies Society (*Deutsche Gesellschaft für Kroatistik*), an association gathering about fifty experts from Germany who work with Croatian literature, from university professors and critics to authors and translators, comprising truly the leading names of their respective fields. The society was founded in 2007 at the incentive of the then ambassador of Croatia in Berlin, Vesna Cujetković, who, incidentally, started a similar praiseworthy initiative at her current workplace in Vienna, which led to the founding of the Austrian Croatian studies society. The society is regarded as a forum for communicating, presenting, and informing, as a platform for activities, and, which is very important for our topic, cooperation partners. In the last ten years,*

the society has been actively involved in presentations, organizing symposiums and lectures, and one of its more recent activities to be singled out is initiating an award of the Embassy of the Republic of Croatia for young students and researchers for best papers thematically related to Croatia (reflecting the aforementioned attention paid to the excellence of future research). It does not need to be emphasized how useful this society and its members could be as partners in promoting Croatian literature in Germany. Unfortunately, very few initiatives launched by Croatian institutions seek assistance or counsel from such partners, which adds to the praise of all activities of a different kind, such as the Zagreb Literary Talks, focused on connecting and benefiting everyone involved.

Translated by Nevenka Erak Camaj

**SEAD MUHAMEDAGIĆ ■ LITERARY TRANSLATION
– THE CATEGORICAL IMPERATIVE FOR THE
PLACEMENT OF CROATIAN LITERATURE IN THE
EUROPEAN/WORLD CONTEXT**

1. Abstract

In the introduction, I shall briefly indicate the process of the formation of the corpus of world literature which is presented to every national culture via superb literary translations. Accordingly, systematically translating and presenting in a carefully thought-out way Croatian literature through excellent translations into different world languages comes across as the categorical imperative for the placement of Croatian literature in the European and world literary context.

I shall then concentrate on poetry. I shall summarise my own experiences in an effort to contribute as a literary translator to the popularisation of Croatian poetry in the German-speaking parts of the world. I shall describe the successful and exceptionally well-received evening of poetry in Graz, where in 2015 I presented recent Croatian poetry in my own translation (A. G. Matoš, M. Krleža, D. Cesarić, D. Ivanišević, J. Kaštelan, A. Šoljan, S. Alić, S. Lovrenčić and others).

In the closing part, I shall present practical ideas arising from the work done on creating respectable translations of contemporary Croatian poetry in interaction with the poets themselves. In this respect, to those poets who have been attracting my attention both as a reader and translator I would like to highlight the advantages of the German language in view of the potential to have their verses come to life in German as appropriately as possible, and this via my attempts to translate their poems into German. Given that I follow the work of my colleagues very attentively, I shall also include in my presentation their translations of poetry. The one translation that I have in mind in particular is the masterly integral translation of Krleža's *Ballads of Petrica Kerempuh* by translator Boris Perić.

2. Introduction

I do not intend to engage in elaborating the particularities of the process of the formation of the corpus of world literature – which is presented to readers in brilliant literary translations in every particular language – because the research

that would require is excessively demanding. This is studied carefully by comparatists, neo- and classic philologists. In line with the title of my paper, I would like to address literary translation as the categorical imperative for the permanent placement of Croatian literature in the European and world literary context. On the theoretical level, this important question was tackled by Croatia's renowned literary scientists successfully and differently (Škreb, Hergešić, Gortan, Flaker, Žmegač, Katičić, Solar, Tomasović, Kravar, Matvejević, Frangeš, Pranjić, Zorić, Čale and others), and they are joined by a whole host of prominent colleagues who have been tirelessly working on the Croatian literary-scientific horizon.

It is up to me, on the other hand, to address this topic from the practical perspective of a literary translator, a topic which has not been addressed sufficiently seriously by our institutional cultural policy and literary circles. As a Germanist, I have been systematically involved in the translation of literary works and scientific literature written in the German-speaking parts of the world, focusing on 20th and 21st century Austrian literature in particular. Through force of circumstance, I have not been involved in translating Croatian literature into German systematically. I seem to do so only in passing, but not because I would not like to, but because I have not plucked up the courage to embark on such an unusual adventure. But if I mention, without exaggeration, that what I do today – considering my life circumstances conditioned by physical blindness – has always been a professional adventure of sorts, it does make sense that I should here articulate this literary-translational categorical imperative. Because every successful short story, impressive poem, interesting essay, exciting play (and a good novel, of course!) penned by Croatian writers in good translation into a foreign language is the best way to give Croatian literature life in the waking life of European and world readers.

3. Evening of Croatian Poetry (Graz, 30th November 2015)

Although I cannot boast about a large number of poems by Croatian poets that I have translated into German since 1996, I can nevertheless be pleased to some extent, because I have, amongst other things, succeeded in translating some famous anthological poems. I had the opportunity on several occasions to present Croatian poetry in my own translations to poetry lovers in German-speaking parts of the world (Munich, Frankfurt, Klagenfurt, Vienna, Bolzano, etc.), and there were times when I used the translations of my colleagues, not forgetting to mention them by name. The most successful event took place in Graz on 30th November 2015 in the City Library from 7.30 to 8.50 pm. The

auditorium that can seat some one hundred visitors was filled to overflowing. In chronological order and first giving a short introduction for the purpose of characterising the poets and their place in Croatian poetry, I presented poems by A. G. Matoš, M. Krleža, D. Cesarić, D. Ivanišević, J. Kaštelan, J. Pupačić, A. Šoljan and S. Lovrenčić. Wishing to create a relaxed atmosphere, I sang in German a Bosnian *sevdalinka* song (a genre of traditional folk song from Bosnia and Herzegovina) and a Kajkavian folk song *Samobor je lepi varoš* (*Samobor Is a Beautiful Town*), and as I myself write poetry in German, I also read one of my poems. This evening of poetry was well received, and could be repeated in the same form in different cities of the German-speaking world.

Bringing them in the original and in my own translation into German, Antun Šoljan's (1933-1992) poem "Krijesnica" ("Firefly") and Sanja Lovrenčić's (1961) poem "Splav meduze" ("Medusa's Raft") should serve as an illustration of the said evening of poetry:

Antun Šoljan: KRIJESNICA

*Ulica pusta. I korak od stakla.
Od nekud došla je bijela i sama.
Pružene usnice hladno je takla.
Hladna je bila. Zvala se Tama.*

*Grijah joj ruku. I krijesnica sinu.
Riječi mi htjedoše navrijet na usta.
Krijesnica bljesnu. I krijesnica minu.
Krijesnice nema. Ulica pusta.*

LEUCHTKÄFER

*Die Straße ist leer. Und aus Glas auch der Schritt.
Von irgendwo kam sie, weiß und unbekannt.
Die gereichten Lippchen hat sie kühl berührt.
Kühl war sie. Man hat sie Finsternis genannt.*

*Ich wärmte ihr die Hand. Ein Leuchtkäfer glomm.
Die Worte wollten über die Lippen her.
Der Leuchtkäfer blitzte. Der Leuchtkäfer verglomm.
Der Leuchtkäfer ist fort. Die Straße ist leer.*

I was given the idea to translate the poem by the academic painter, graphic artist and designer Zdenka Pozaić. She tackles this poem, as well as a series of anthological poems by both Croatian and world poets, through visual art within the framework of her peculiar bibliophile editions. Also, this poem appeared – along with Šoljan’s poem “Prsti” (“Fingers”) – in 2007 as a poetry-graphic art map in The Poet Book Series (*Biblioteka Pjesnik*).

Sanja Lovrenčić: Splav meduze

*skida vrećast pokrov s jednog po jednog svirača pa izviruju sa svojom jarkom glazbom
– i pokriveni su svirali no vreća je čudna stvar prigušuje zaglušuje izaziva žeđ –
ah, sad sviraju svi!
sjajne trublje pištavi klarineti
cijepaju suze u igle igle u suze
nosi ih svijetli gudački val
ona pjeva s njima
a problem se ne mijenja:
ne vozi se na splavi ne pliva za njom ne gaca pokraj sama vuče orkestar i kad jednom
stignu do vodopada –*

Das Floß der Medusa

*sie nimmt die sackförmige abdeckung von einem spieler nach dem anderen und sie
schauen mit ihrer strahlenden musik heraus – abgedeckt haben sie auch gespielt aber
der sack ist ein merkwürdiges ding er dämpft übertäubt ruft durst hervor –
ach, jetzt spielen sie alle!
prunkvolle trompeten schrille klarinetten –
spalten die tränen in nadeln nadeln in tränen –
es trägt sie die helle streicherwelle
sie singt mit ihnen
und das problem ändert sich nicht:
sie fährt nicht auf dem floß schwimmt nicht hinterher watet nicht nebenher sie allein zieht
das orchester und wenn sie einmal den wasserfall erreichen –*

This poem was published in the collection *From the Atelier (Iz ateljea*, Mala zvana, Zagreb, 2015). Since Sanja Lovrenčić speaks German well, a language from which she has done several successful literary translations, we took a closer

look at my translations of some fifteen of her selected poems. This filigree work on a text together with the author whom I can clarify my translation solutions to and whose suitable phrasing suggests I am often happy to joyfully accept has deepened my conviction that in this way interesting translations may be born, even when it comes to poets who do not know any German. It is up to me, the translator, to try and convey to poets vividly and convincingly what can happen to the poem I would like to translate once it is dressed in new clothes, in this particular case of the German language.

4. *Anthologia in spe*

I have long been contemplating preparing an anthology of Croatian poetry from my successful translations into German. The supple translation flow and fascinating lyrical expression of the poems selected would be my selection criteria. I would like to see the poems sound interesting in translation, although I do not necessarily need them to sound as if they were written in the German language originally. I do not know if I will collect enough of my translations from which to compile this book I am hoping to publish, but it will most certainly contain one of Enes Kišević's poems from his collection *Behind the Reverse (Iza Naličja, Školska knjiga, Zagreb, 2016)*, which I bring both in the original and in my "German" translation, a poem dedicated to the great Russian actor I. M. Smoktunovsky:

Ima ljudi

*Ne možeš reći: Nema ljudi.
To je kao da veliš nema nade.
I među mrtvima ima ljudi.
Ima ljudi jačih od riječi,
jačih od zlata,
jačih od mržnje.
Jačih od svojega srca.
Samo se ti ljudi ne vide.*

*Nemoj govoriti: Nema ljudi.
I među mrtvima ima ljudi.
Još uvijek ima ljudi*

*slabih na dobrotu,
gorkih na nepravdu.
Ljudi jačih od svojega imena,
jačih od svoje vjere.*

*Kako možeš reći: Nema ljudi.
Ima ljudi.
Još uvijek na svijetu
ima ljudi.
Ljudi punih stida.
Samo se ti ljudi ne čuju
u našem glasu.
Ni svjetlost se ne čuje.
A svijetli.*

ES GIBT MENSCHEN

*Du kannst nicht sagen, es gibt keine Menschen.
Das ist, als ob du sagst, es gibt keine Hoffnung.
Unter den Toten gibt es auch Menschen.
Es gibt Menschen, stärker als Worte,
stärker als Gold,
stärker als Haß,
stärker als ihr Herz.
Nur sieht man diese Menschen nicht.*

*Sag doch nicht: Es gibt keine Menschen.
Unter den Toten gibt es auch Menschen.
Immer noch gibt es Menschen,
die schwach sind angesichts des Guten,
die bitter sind angesichts der Ungerechtigkeit.
Menschen, die stärker sind als ihr Name,
stärker als ihr Glaube.*

*Wie kannst du sagen: Es gibt keine Menschen.
Es gibt Menschen.
Noch immer auf der Welt
gibt es Menschen.*

*Menschen, die voller Schamgefühl sind.
Nur hört man diese Menschen
in unserer Stimme nicht.
Das Licht hört man auch nicht.
Und es leuchtet doch.*

5. Instead of a conclusion

Registering for the Zagreb Literary Talks, I have imagined this contribution differently from the way it turned out. I have striven to moderate a certain level of theoretical sketchiness by providing a more detailed insight into my literary-translating everyday life, in which the categorical imperative that I have highlighted in the title of my reflections seems to increasingly impose itself as a constant of my future work. I hope to have my hand I have reached out as a translator noticed by poets who are interested in having their poems find their way to German-speaking readers via my translations.

Translated by Ana Janković

LUCIJA ŠARČEVIĆ ■ CROATIAN LANGUAGE AND CROATIAN BOOKS AT HIGHER EDUCATION INSTITUTIONS, IN CROATIAN LANGUAGE COURSES AND AT LIBRARIES IN GERMANY

In the paper under the title “Kroatischer nationaler Sprachstandard und gemeinsamer europäischer Referenzrahmen” (2007) published on a Slavic studies website,¹ I researched the different names under which the Croatian literary language is taught at German universities and found the following. It is taught under its name, but also coupled with one or two other languages: *Croatian and Serbian*; *Serbian and Croatian*; *Bosnian, Croatian and Serbian*; and the like. Their linguistic similarity does not mean that these languages are identical. The differences between them are not just lexical and phonological, but also cultural, historical and political. According to the Croatian Constitution adopted on 22nd December 1990, the official language of the Republic of Croatia is the Croatian language and the official script is the Latin script, while the 2011 Treaty of Accession stipulates in Article 24 that the Croatian language is equal to the other languages of the European Union. This is the first international political recognition of the Croatian language in recent history. With Croatia having joined the EU on 1st July 2013, the Croatian language became one of the official languages of the EU.

In an interview under the title “Language is Man’s True Homeland” (“Jezik je prava čovjekova domovina”, 31st July 2017) given to the university newspaper *Universitas*,² academician Stjepan Damjanović states: “Succeeding in the fight for the position of the Croatian language will in large measure depend on the awareness of each language community that the purpose of language is not only communication. Preradović wrote that *you are all that you are through language*, thus expressing Humboldt’s idea that man’s true homeland is – his language.”

In addition to the 25th anniversary of the international recognition of the Republic of Croatia, 2017 saw another three great anniversaries: the 150th anniversary of the proclamation of the Croatian language official, the 50th anniversary of the Declaration on the Name and Status of the Croatian Literary Language and the third, which is of particular importance for the Croatian language on

¹ <http://www.slavistik-portal.de/datenpool/slavistik-guide-db.html?data=150280>

² <http://www.matica.hr/odjeci/1153/>, no. 93, 31st July 2017, pp. 22-23.

the territory of Germany – the 10th anniversary of the German Croatian Studies Society led by Prof. Elisabeth von Erdmann, Ph.D., Head of the Department of Slavic Literature at the Otto Friedrich University of Bamberg.

At the request submitted repeatedly by Ivan Kukuljević Sakcinski (1816-1889) in October 1847, Croatian became the official language of public communication and has maintained its indisputable status, which was confirmed by the recent celebration of the 50th anniversary of the Declaration on the Name and Status of the Croatian Literary Language published in the weekly *Telegram* on 17th March 1967. In parallel with the said jubilee, and based on the principle that in Croatia, Bosnia and Herzegovina, Montenegro and Serbia a common language is spoken, a new Declaration of a Joint Language was issued and presented in Sarajevo, signed by 8,000 signatories, including prominent linguistic and cultural experts from former Yugoslavia. The latter declaration provoked an avalanche of discussions and was condemned by all instances of Croatian society, from linguists to politicians, prominent intellectuals and the media. Nationalist linguistic policy is opposed to the European perspective which implies multilingualism and interculturality, and the preservation of cultural identities in social integration. Speaking one or two foreign languages, besides one's mother tongue, gives young people a great advantage in education and employment in the open European labour market. Perhaps the already cited interview³ with academician Damjanović offers the best solution: "No one can forbid anyone from thinking that a number of standard languages were formed on the basis of the Shtokavian dialect, or that this is one language with national variants, or some third option. However, only one practical solution can offer peace, that all should call and standardise their own language it as they see fit."

The problem of the non-equality of the languages of former Yugoslavia is raised to the level of sensation, and with a view to making sure that not all solutions present a problem, adopting a Croatian Language Act is necessary. Writing about The Days of the Croatian Language held between the 11th and 17th March marking the anniversary of the first declaration, in the *Language (Jezik)*⁴ journal Sanda Ham mentions concrete examples of "state care" for the Croatian language, but with a negative outcome. These are the two unsuccessful attempts at constituting the Council for the Standard of the Croatian Language.

The Council for the Study and Teaching of Croatian as a Second, Foreign and Hereditary Language has recently been established, and this at the central

³ <http://www.matica.hr/odjeci/1153/> & *Universitas* (Croatian university newspapers), no. 93, 31st July 2017, pp. 22-23.

⁴ file:///C:/Users/PC-User/Downloads/38_39.pdf, *Jezik*, no. 63, "Osvrti. Dani hrvatskoga jezika" ("Reviews. The Days of the Croatian Language"), pp. 38-39.

State Office for Croats Abroad. The council's task is to identify objectives and issue guidelines on issues related to the implementation and promotion of studying and teaching the Croatian language and culture, especially amongst Croats abroad. On the 10th July 2017, the first session of the council was held, chaired by the Head of the State Office, Zvonko Milas, who stated the following: "The purpose of forming the council is to encourage the development of the existing and to find new forms of studying the Croatian language, and to contribute to the enhancement of its reputation both in the country and in the world."⁵

And while politics is completely immersed in searching for and finding the best name for a language, young people are eager to learn the language as their mother tongue, hereditary, second or foreign language. For them and for their sake, the – unjustly imposed – burden of the past should be removed, and they should be allowed to learn the language of their choice in a free and unburdened way, regardless of what it is called. At university level, in theory, the name of the language course contains two and/or three languages, and in practice, the teaching is done in the language of the country that the teacher comes from, while the other one or two languages from the name of the language course are, in ideal conditions, taught comparatively.

At German universities, the Croatian language is taught at all levels of study using the university course books written by M. Čilaš-Mikulić, M. Gulešić Machata, D. Pasini and S. Lucija Udier and published by Hrvatska Sveučilišna Naklada: from the beginners' level (*Croatian for Beginners / Hrvatski za početnike*) to the advanced level (*Talk to Us / Razgovarajte s nama*). Jasna Barešić's course book (*Welcome / Dobro došli*) published by Školska Knjiga is also used.

In 2017, the 10th anniversary of the German Croatian Studies Society (*Deutsche Gesellschaft für Kroatistik*) was marked. The society was established on 31st March 2007 within the framework of the 3rd Meeting of German Croatists at the Embassy of the Republic of Croatia in Berlin at the suggestion of the then Ambassador, Vesna Cvjetković, Ph.D.

The German Croatian Studies Society is a university society that brings together many university lecturers, literary critics, writers, translators and cultural workers who think that Croatian literature and culture are an important component and part of European culture. After the successful running of the society during the course of ten years, the presidency was taken over from Prof. Elisabeth von Erdmann, Ph.D., by Assistant Professor Marijana Erstić, Ph.D., from the Department of German Studies at the University of Siegen, while Prof. Elisabeth

⁵ <https://mojahrvatska.vecernji.hr/vijesti/zvonko-milas-ucenje-hrvatski-jezik-iseljenik-domovina-1181900>

von Erdmann, Ph.D., assumed the role of Honorary President of the society. Alida Bremer, Ph.D., a literary translator and writer from Münster is the Deputy President of the Society. The society is a forum of sorts for communicating, presenting, informing, and promoting Croatian studies in Germany and abroad. The society meets once a year, and funds its projects from membership fees. All information about the members and activities of the society is available at the following website <http://kroatistik.de/>.

In the 1990s, Croatian language courses were set up in Germany, organised by the Ministry of Science and Education of the Republic of Croatia, which ensured continuity of studying the Croatian standard language and culture. Croatian language courses were conducted in coordination in Baden-Württemberg, Berlin, Hamburg, Hessen, Saarland and Bavaria. According to the data available at the website on Croatian language courses held in Stuttgart, “The Croatian language is taught to approximately 3,400 students by 45 teachers, who work at 167 teaching locations.”⁶ While the Croatian Employment Service recorded a drop in the unemployment rate in the Republic of Croatia, the daily *Večernji list* (1st August 2017)⁷ reports on the rise in the number of Croatians who migrated to Germany. In 2016, Germany counted 441,000 Croatians, out of which 57,000 received a secondary level of education and 34,000 a tertiary level of education. Accordingly, an increase in the number of students taking Croatian language courses in Germany is expected.

Croatian language courses are attended by children whose parents are natives of Croatia originating either from Croatia or from Bosnia and Herzegovina, as well as by all other students interested in learning Croatian (from the ages of five to eighteen), at a level appropriate to their prior knowledge of Croatian. Teaching is conducted in line with the Curriculum of Croatian Language Courses Taught Abroad,⁸ prescribed by the Ministry of Science and Education of the Republic of Croatia, according to which Croatian language courses have been planned and conducted since 2004. The topics covered and studied include the Croatian language, literature, history, geography, and music and art, and the teaching is done either in groups or one-on-one, and sometimes the two models are combined. The Curriculum of Croatian Language Courses Taught Abroad was designed to provide teachers with the opportunity to creatively prepare and conduct the teaching of the Croatian language using a correlation-integration approach, that is, to link certain common topics studied in the fields of Croatian language, literature, geography, art and music. The groups of students are

⁶ <http://www.hrvatska-nastava-stuttgart.com/hrvatska-nastava-u-inozemstvu>

⁷ <https://www.vecernji.hr/vijesti/njemacka-hrvati-migranti-1185982>

⁸ http://narodne-novine.nn.hr/clanci/sluzbeni/2003_12_194_3073.html

heterogeneous, given the difference in their prior knowledge of Croatian and age. Using the correlation-integration approach, the content of the curriculum is adjusted to the students' perceptual-cognitive abilities, receptive skills and their prior knowledge.

In their ongoing, thorough and systematic preparation for teaching, teachers should take account of all of the above and other aspects, should know how to motivate and actually motivate not only their students, but also their parents because Croatian courses are not obligatory courses. Parents give their valuable contribution to the success of Croatian courses by talking to their children in Croatian at home, encouraging them to attend classes regularly, to write their homework, and to carry out their school-related duties and tasks. It is important to prepare both curricular and extracurricular activities well and make them as interesting as possible, while respecting the needs and capabilities of each individual student. It is also important to recognise and encourage individual abilities, skills, affinities and values with a view to teaching them to listen, speak, read and write in Croatian, and training them how to acquire knowledge of Croatian cultural, natural and historical heritage. In addition, it is necessary to work on their spiritual and intellectual growth, and on deepening, nurturing and strengthening their awareness of belonging to the Croatian people. If all of the above is done well, educational success that every Croatian teacher aspires to is guaranteed.

Departments of Slavic studies have their own institutional libraries equipped with textbooks, course books, dictionaries, professional literature and literature, and this more in the original Slavic language that it was written in and less in translation. The share of titles in the Croatian language differs from library to library, but students can also borrow books using the interlibrary loan service. As far as subject indexing is concerned, the Croatian language is still (since "former-times") indexed under the abbreviation of SK for Serbo-Croatian (*Serbokroatisch*). The question remains whether, when and how this will change?

Translated by Ana Janković



MOST / The Bridge 1-2 / 2019

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS